

KERALA - Oktober/November 2004

Cherpu, Trichur, Kutiyattam, Ayurveda, Irinjalakuda, Kerala-Architektur, Arabisches Meer, Delhi-Belly, Kathakali, Monsun, Kochi, Elefanten, Athirappilly Water Falls, Im Dschungel, Streik, Kodungaloor, Kerala Kalamandalam, Beim Toddy maker, Kerala Sangeet Natak Academy, Bahrain

Ankunft im Land der (S)tempel

KB: Es war sechs Uhr morgens. Bei gefühlten dreißig Grad und neunundneunzig Prozent Luftfeuchtigkeit standen wir auf dem Rollfeld in Kochi und warteten auf den Shuttle, der uns zur Abfertigungshalle bringen sollte. Zu Fuß wären es zehn Schritte gewesen, während der Bus einmal um das halbe Flughafengelände fahren mußte. Da wir als letzte der glühend heißen Blechbüchse entkommen waren, standen wir ganz am Ende einer der vier Schlangen in der Abfertigungshalle und versuchten cool auszusehen, während uns der Schweiß in den Augen brannte. Im Flieger hatte man vor der Landung Formulare verteilt, die man für die Einreise auszufüllen hatte. Auf Nachfrage hatte der Steward treuherzig versichert, für Europäer hätte er keine Formulare, die brauchten so was nicht. Brauchten sie doch! Die Damen und Herren der Immigration Authority wollten was zu stempeln haben. Obwohl wir nach vierundzwanzig Stunden ohne Schlaf kaum noch wußten, wie wir hießen und Schwierigkeiten hatten, unseren Namen zu schreiben, sollten wir auf graues, schweißfeuchtes Papier Zahlen und Buchstaben kritzeln, die garantiert keinen Menschen interessieren und wahrscheinlich ungelesen im Papierkorb landen würden.

Da der Mensch mit den Stempeln offenbar selbst nicht genau wußte, was wir alles auszufüllen hatten, winkte er dezent eine mütterlich wirkende Dame herbei, deren Uniform sie als Flughafenangestellte auswies und die es offensichtlich gewohnt war, mit solchen Situationen umzugehen. Sie führte uns freundlich lächelnd und beruhigend auf uns einredend zu einem etwas abseits stehenden Tisch, wo wir unser Handgepäck abstellen und im Sitzen Zahlen und Buchstaben in die vorgegebenen Kästchen malen konnten. Sie war ganz reizend und diktierte uns sogar die Nummern unserer Reisepässe. Irgendwann, als die Formulare bis zur Hälfte ausgefüllt waren und sie merkte, dass das Gekritzel sowieso kein Schwein lesen konnte, meinte sie, das würde genügen, wir sollten nur noch unterschreiben, und schwupp waren die Zettel verschwunden. Der Mensch am Passschalter erwachte aus seiner Meditationshaltung und ließ die Stempel knallen.

Nachdem wir unsere Koffer geholt hatten, die ganz allein noch neben dem Gepäckband standen, konnten wir endlich PM begrüßen, der hinter einer Absperrung geduldig gewartet hatte und mit dem wir schon seit einer Stunde Blick- und Winkkontakt gehabt hatten. PM war ein alter Freund noch aus Schultagen und lebte seit über zehn Jahren in Indien. Was ich aus der Ferne nicht genau hatte erkennen können aber geahnt hatte, stellte sich als richtig heraus: er hatte sich als Einheimischer verkleidet und trug einen langen weißen Wickelrock, den Lunghi (den man in Kerala Mundu nennt) und darüber die Kurta, ein knielanges weißes Hemd.

Eine Autofahrt

Während wir vor dem Flughafengebäude standen und auf PM warteten, der das Auto vom Parkplatz holte, zündete ich mir mit vor Erschöpfung zitternden Händen eine

Zigarette an. Ich konnte gerade drei Züge machen, als aus der Menschenmenge, die auf dem Platz wogte, ein streng blickender, in Senfgelb gekleideter Polizist auf mich zukam, um mir mitzuteilen, dass es verboten sei, hier zu rauchen. Inzwischen hatte PM das Auto vorgefahren, wir schmissen die Koffer rein, und los ging's zur abenteuerlichsten Autofahrt unseres Lebens.

Die Vegetationskulisse am Straßenrand bildeten nicht mehr im milden Herbstwind raschelnde, buntbelaubte Kastanien oder Eichen, sondern Kokospalmen, Bananenstauden und Gummibäume. Alle von einem beängstigenden, dunstige Schwaden ausdampfenden, gefräßigen Grün. Die Straße war von der Breite eines zerfetzten, an den Rändern ausgefransten Handtuchs und schien eine endlose Dorfstraße zu sein, denn die flachen Hütten aus Brettern, Palmblättern und Wellblech hörten nicht auf, die Landschaft zu verdecken. Nur dann und wann ließ ein Reisfeld am Straßenrand für einen kurzen Augenblick einen grünen Horizont aufscheinen. Die dunkelhäutigen Menschen, die sich auf dieser Straße bewegten oder am Straßenrand hockten und dem Landrover nachstarrten, trugen Lendenschurz oder Sari. Sie kamen uns entgegen in dreirädrigen Motorradrikschas, auf knatternden Mopeds oder Motorrädern, buntbemalten, bis an den Himmel beladenen Lastwagen, in vollbesetzten Bussen, aus deren scheibenlosen, nur mit zwei Gitterstäben gesicherten Fenstern uns erstaunte schwarze Augen ansahen. Manche schoben voller Gottvertrauen mit Gemüse oder Fischen beladene, zweirädrige Karren durch das lärmende Gewimmel oder balancierten Körbe mit Brennholz auf dem Kopf oder ausladende Bananenstauden auf dem Fahrradgepäckträger. Und alle, wirklich **alle** hatten es auf einen Frontalcrash mit uns abgesehen. Manchmal paßte kaum eine Daumendicke zwischen die Außenspiegel des Landrovers und eines überholenden, entgegenkommenden Busses, der den Landrover an den äußersten Straßenrand gedrängt hatte. Der sehr verwirrende Eindruck, in einen menschlichen Ameisenhaufen gefallen zu sein, wurde durch den Linksverkehr und durch unsere von Übermüdung herrührende Überempfindlichkeit noch verstärkt. Verkehrsregeln schien es nicht zu geben, es galt das Recht dessen, der den stärkeren Motor oder die lautere Hupe hatte. Es war ein Kampf Mann gegen Mann, Fahrzeug gegen Fahrzeug. Wir konnten nur auf PM vertrauen, der völlig entspannt am Steuer saß und mit aufheulendem Motor und dröhnender Hupe Rikschas, Lastwagen, Wasserbüffel und heilige Kühe überholte oder von Bussen überholt wurde, die oft den Anschein erweckten, als ob sie nur noch durch die Gebete der Fahrgäste zusammengehalten wurden. Während er so von Lücke zu Lücke sich vorwärts arbeitete, hatte er noch Zeit und Muße, die aktuelle Lage der Welt zu kommentieren und uns anschaulich Phänomene des keralischen Straßenverkehrs zu erklären. Wir wurden von Kilometer zu Kilometer fatalistischer und zogen uns immer mehr in eine allem Schmerz der Welt entrückte Apathie zurück, bis wir endlich nach ungefähr einer Stunde Fahrt das Dorf Cherpu und damit PM's Wohnsitz erreichten. (RR: Das ganze Chaos war von überdimensionalen Werbeplakaten am Straßenrand gesäumt. Auf der parallel zur Straße verlaufenden Bahnlinie fuhr gerade ein Zug. Die Fenster waren vergittert und hatten keine Scheiben. Auf den Trittbrettern und in den offenen Waggontüren standen und saßen Fahrgäste. Das Einzige, was ich hervorbrachte, waren die Worte: *Ich glaube, wir sind in einem Film...*)

Nalukkettu

KB: Bis zum Mittagessen saßen wir in einer Ecke der großen, in der Mitte nach oben hin offenen Halle und tranken Lassi, eiskalten, mit Wasser verdünnten Joghurt, in dem gehackte Curryblätter und grüne Chillies schwammen. Dezent gesalzen, das

ideale Getränk bei der Treibhaushitze. Zum Mittagessen pünktlich um halb Eins gab es mehrere Sorten Gemüse, Reis, Chapatti und lauwarmes Ingwerwasser. Wir aßen mit den Fingern von Bananenblättern. Nach dem Essen verzogen wir uns nach oben ins Bett unters Moskitonetz. Wenn wir die Augen zumachten, raste der Film der vergangenen dreißig Stunden durch den Kopf. Unsere Körper bestanden nur noch aus klebrigem, salzigem Wasser.

Nach etwa drei Stunden krochen wir mit glibbrigen Gedanken im Kopf unterm Moskitonetz hervor und versuchten, uns in der neuen Umgebung zu orientieren und einzurichten. Das große, schwarz und beige geflieste Badezimmer mit zwei Fenstern entsprach in jeder Hinsicht mitteleuropäischen Standards und wurde zum wichtigsten Raum im Haus, denn mehrmals duschen am Tag war überlebensnotwendig. Im mittleren, ebenfalls großen Durchgangs-Raum bewahrten wir unsere Klamotten auf. Eine steile, glatte Holzterrasse führte hinab ins Erdgeschoß. (RR: Bis auf ein Fenster im Bad waren alle Fenster des Hauses unverglast. Gegen größere Eindringlinge waren sie durch gedrechselte Holzstäbe gesichert. Diese traditionelle keralische Bauweise war ideal für die tropischen Temperaturen, denn ein ständiger leichter Luftzug vermittelte immerhin die Illusion von Kühle.)

KB: Im Haus wurde nicht geraucht, und man lief barfuß. Neben dem Dienstboteneingang zur Küche saß in einem runden Käfig Cara der Papagei und gab dann und wann einen schrillen Pfiff von sich oder brabbelte vor sich hin. Neo, den furchterregend aussehenden, verspielten Boxerrüden und seine Gefährtin Bodhi, eine schon etwas ältere, aber nicht weniger verspielte Hundedame von der gleichen Rasse hatten wir schon kennengelernt. Zwischendurch hatte uns PM seinen von hohen, monsungeschwärzten Lateritmauern umgebenen Pool gezeigt, in dem er, in einem Schwimmreifen hängend, herumpaddelte und Blätter und schwarzgrünen Algenschleim mit einem Plastiksieb von der Wasseroberfläche schöpfte. In den Ästen der Bäume turnten graubraune Streifenhörnchen, und über der Wasseroberfläche sahen wir einen handtellergroßen gelbschwarzen Schmetterling.

Um sechs Uhr war es stockdunkel. Nur die Lampen an den Ecken des Hauses schälten ein bißchen grünes Gewucher aus der dunklen Urwaldkulissee, die das Haus umgab, und in deren unbekannter Tiefe es zirpte und fiepte und stöhnte und überhaupt sehr exotisch zuzugehen schien. Um nichts in der Welt, es sei denn in dicken Lederstiefeln, hätten wir den drei Steinstufen unter uns im diffusen Licht der Glühbirne liegenden, bröcklig roten Erdboden betreten, wo wir Schlangen, Skorpione und giftige, fette Spinnen vermuteten. Eine mittelgroße Ratte, die an dem das Haus überragenden Baum emporkletterte und aufs Ziegeldach sprang und spurlos in der Dunkelheit verschwand, wurde als eher ungefährliches Haustier registriert.

Als gegen sieben Uhr der abendliche Monsunregen einsetzte und ein weit entferntes und daher fast lautloses Gewitter den Himmel explodieren ließ und PM uns, festlich gekleidet, vorschlug, ihn auf eine kulturelle Veranstaltung in einen Hindutempel zu begleiten, lehnten wir dankend ab und legten uns um neun Uhr unters Moskitonetz. Auf einem Bett, dessen Lattenrost, wenn man sich bewegte, Erdbebengeräusche von sich gab, fielen wir in einen tiefen, zehnstündigen Schlaf und träumten von über die Große Arabische Wüste fliegenden Spinnen und im eigenen Saft schmorenden Streifenhörnchen.

Frühstück gab es jeden Morgen um halb Neun. Ameni, die Köchin, stand seit halb Acht in der Küche und kochte, denn in Kerala gab es - wenn man es sich leisten

konnte - vier warme Mahlzeiten am Tag. Heute Morgen gab es schwarzen Tee, Reismudeln und irgendein buntes Gemüse, das so zubereitet war, daß man es mit den Fingern essen konnte. Das war leichter als wir gedacht hatten, eine vorgeschriebene Technik gab es nicht. Jeder entwickelte seine eigene. Wir versuchten tapfer, die „schmutzige“ linke Hand unterm Tisch zu halten, doch wurde diese moslemische und hinduistische Etikette im Haus nicht allzu streng gehandhabt. AM, PM's indischer Freund und Mitbesitzer des Anwesens und auch PM selbst standen über diesen Konventionen, auch wenn sie sie aus Höflichkeit beachteten.

Bei einem kurzen Orientierungsrundgang durchs Haus und über das Grundstück machte uns PM mit den Menschen, die dort arbeiteten, bekannt. Da gab es neben der Köchin Ameni eine junge Frau, Arishi, die das Haus sauberhielt und nebenbei Ameni in der Küche half. Arishi und ihr Mann stammten aus Tamil Nadu und arbeiteten hier als Tagelöhner, um so ihre Kinder und den Rest der in Tamil Nadu nicht weit von der Grenze zu Kerala lebenden Familie zu ernähren. Von Samstag-Nachmittag bis Montag früh fuhren beide nach Hause.

In einem offenen Bretterschuppen arbeiteten die Schreiner, Gobi und Ramesh, die wahre Künstler in ihrem Fach waren. Mein alter Meister wäre entzückt gewesen, wenn er ihnen beim Handhaben von Gestellsäge, Handhobel und Stecheisen hätte zuschauen können. Sie strahlten, als PM ihnen sagte, dass ich auch Schreiner sei. Doch war in der Freundlichkeit eine gehörige Portion Skepsis, denn in ihrer Vorstellung waren wir reiche Müßiggänger, die durch die Welt reisten und anderen Leuten beim Arbeiten zusahen.

Schließlich Shangunichettun, der Steinmetz. Vishnu allein wußte, wie sich sein Name wirklich schrieb, er war wohl nur phonetisch überliefert. Wie alt er war, wußte auch niemand genau. So etwas zwischen fünfundsiebzig und achtzig. Immer wenn er uns sah, strahlte sein zahnloses Gesicht, und er legte mit einer flüchtigen Neigung des Kopfes, so als zitierte er ein in seiner Jugend gültiges Begrüßungsritual, die Hände vor der Brust zusammen. Mit seinen dünnen Beinchen und Ärmchen hätte man eher erwartet, dass er mit Nadel und Faden umginge. Doch bestand seine Arbeit darin, aus grob zugehauenen Lateritblöcken rechteckige Steine von der ungefähren Größe eines Hohlblocksteins zurechtzuhauen. Dieses rötliche, poröse Material vulkanischen Ursprungs war hier in der Gegend reichlich vorhanden und diente hauptsächlich zum Bau von Mauern und Brunneneinfassungen. Seine Werkzeuge waren ein Holzwinkel, ein kleiner Meißel und eine kurzstielige, scharfe Hacke. Damit bearbeitete er die Steine so, dass sie fast fugenlos zusammenpaßten.

Trichur

Die Kulturhauptstadt Keralas lag etwa zehn Kilometer nördlich von Cherpu und war ein Provinzstädtchen mit dem Straßenverkehr einer Metropole. Um die imposante, doch schäbig und ungepflegt wirkende Tempelanlage herum wucherte ein lärmender Basar, der nicht überall gut roch. Auf dem Round, der den Tempel umkreisenden Ringstraße und den sternförmig davon abgehenden kleineren Seitenstraßen, wimmelte es von Motorrädern, Rikschas, Bussen und dunkelhäutigen Menschen, die uns so unbefangen und neugierig anstarrten, dass wir uns wie weiße Neger fühlten. Da wir mit dieser Situation noch nicht umgehen konnten, trugen wir entweder ein festgefrorenes Dauergrinsen im Gesicht, dass uns die Backen wehtaten, oder wir bewegten uns völlig ungeniert wie unter einer Tarnkappe und ignorierten die Menschen um uns herum. Beides war anstrengend.

Nachdem wir einen Parkplatz gefunden und den Round ohne größere Verletzungen überquert hatten, führte uns PM ins Indian Coffee House, ein an eine Bahnhofswirtschaft dritter Klasse erinnerndes Restaurant, wo man aber unbedenklich etwas trinken und essen konnte, was in anderen Etablissements, wenn man sie nicht genau kannte, nicht anzuraten war. Ein Kellner mit weißem, an einen gefächerten Turban erinnernden Kopfputz brachte uns Kaffee und drei Gläser mit Wasser, die er gleich wieder mitnahm, als er bemerkte, dass wir nicht so aussahen, als würden wir Leitungswasser trinken. Es fiel auf, dass nur Männer rumsaßen. PM klärte uns auf, dass der erste Stock und die Separées an der einen Längswand für Familien und Frauen reserviert waren. Kurze Zeit später allerdings setzten sich zwei Paare in unsere Nähe, ohne dass ein Aufstand ausgebrochen wäre.

Eine Tasse des hervorragenden indischen Kaffees kostete **vier Rupien**, was beim derzeitigen Kurs von 1 Euro gleich 58 Rupien etwa **sieben Cent** waren. Für die Einheimischen, die ihr Geld hier verdienten, das hatte uns PM erklärt, entsprachen **vier Rupien** dem, was für uns **zwei Euro** in Frankfurt gewesen wären. **Faustregel** also: Um nachvollziehbare und vergleichbare **Eurobeträge** rauszubekommen, mussten **ausländische Euroverdiener** den jeweiligen Rupienbetrag durch **58** teilen, **einheimische Rupienverdiener** durch **2** !

Die Preise, die ich mir in den beiden Supermärkten notierte, die wir anschließend besuchten, sprachen für sich:

1 kg Salz 7 Rp (Für uns 12 Cents; für Inder 3,50 Euro)
 Ein Stück Lux Seife 13 Rp (Für uns 25 Cents; für Inder 6,50 Euro)
 6 abgepackte Äpfel (Importware) 39 Rp (Für uns 68 Cents; für Inder 19 Euro)
 2 Ltr. Mineralwasser Aquafina 18 Rp (Für uns 31 Cents; für Inder 9 Euro)
 Halber Liter Milch 7 Rp (Für uns 12 Cents; für Inder 3,50 Euro)
 Colgate Zahnpasta 12 Rp (für uns 21 Cents; für Inder 6 Euro)
 Halbes Kilo Kichererbsen 27 Rp (Für uns 47 Cents; für Inder 13,50 Euro)...

Der normale Einheimische, der sich im Indian Coffee House an einem Glas Leitungswasser festhielt, konnte in diesen Supermärkten nicht einkaufen. Das war uns klar, und PM bestätigte es. (RR: Im Supermarkt im City-Center passiert zum ersten Mal das, was später noch oft geschehen sollte: Eine ältere indische Dame spricht mich freundlich an und fragt, woher ich komme. Sie erzählt, dass sie in Dehli lebe. Da sie ein sehr gutes Englisch spricht, verstehe ich sie problemlos, im Gegensatz zu anderen Indern. Die meisten haben offenbar ihr eigenes Englisch entwickelt, von dem ich in der ersten Zeit nur einzelne Wörter erkenne. Auch KB ging es zu Anfang ähnlich. Später gewöhnt man sich immer mehr daran.)

In beiden Supermärkten hatte ich, wenn auch nur verstohlen, so doch um so vergeblicher nach einem Wein- oder Bierregal Ausschau gehalten. Deshalb hielt PM in der Nähe des Busbahnhofs vor einer an der Frontseite offenen Bude, vor deren Theke eine lange Schlange von Männern wartete. Es war die staatlich lizenzierte Alkohol-Tanke. Da PM weder rauchte noch trank, konnte er mir nicht sagen, wieviel Tankstellen dieser Art es in Trichur gab. Ich nehme an, es waren nicht viele. Da wir in einem Landrover vorfuhren und weiße Haut hatten, wurden wir sofort an die Spitze der Schlange gewunken, wo wir im Handumdrehen einen Karton mit zehn Flaschen Bier erhielten. Die 0,65 Liter Flasche kostete vierzig Rupien, das waren für mich siebzig Cent, für einen Inder zwanzig Euro. Als Greenhorn war es mir noch peinlich,

derart bevorzugt behandelt zu werden, doch die Einheimischen, die nach billigem Schnaps anstanden, zeigten nur stumpfe Gleichgültigkeit. (RR: Mehrfach schon hatte ich an irgendwelchen Mauern Männer im Mundu stehen sehen, die mir den Rücken zuehrten. Mit nicht allzu viel Fantasie hatte ich erraten, dass sie dort ungeniert pinkelten. Einige saßen auch in der Hocke davor, und da ich nicht davon ausging, dass sie dort meditierten, ergab meine Nachfrage bei PM, dass ich richtig vermutet hatte, sie mussten halt gerade mal kacken.)

Das Chaos funktioniert

KB: Die enge Seitenstraße war blockiert. Zwei Busse und zehn Rikschas standen ineinandergeknäult, weil sich alle gleichzeitig hatten überholen wollen und jetzt weder vorwärts noch rückwärts konnten, und keiner bereit war, auch nur einen halben Meter Boden aufzugeben. Die Mittagssonne knallte aufs Autodach, und den offenen Abwasserkanälen entströmte ein herber Geruch. Die Inhaber der Bretterbuden am Straßenrand erwachten aus ihrer Lethargie und balancierten ein Tablett mit Gläsern voll Chai durch die Menge. Ein gelangweilter Verkehrspolizist führte seine gestärkte, senfgelbe Uniform durch das Gewühl, und bald darauf wurde eine Rikscha ein paar Schritte zurückgeschoben, eine andere ein paar Meter zur Seite, eine dritte einen Meter nach vorn, ein Motorradfahrer quetschte sich durch die entstandene Lücke, und die Busse begannen zu rangieren. Eine Ambulanz mit Blaulicht erhöhte noch einmal kurzzeitig die Spannung, als sie durch das in Bewegung geratene Chaos kreischte, das niemand außer uns, denen der Arsch an den Kunststoffsitzen klebte, als Chaos wahrgenommen hatte. Irgendwann löste sich der Blechklumpen auf. Die Fahrgäste, die mitgeholfen hatten, die Rikschas hin und her zu schieben, stiegen in ihre Busse, und die Händler schlurften mit leeren Teegläsern zu ihren Bretterbuden zurück, um weiterzudösen. Der indische Alltag ging weiter - ohne Hast, ohne Hektik. Das Chaos funktionierte. Außerdem gewöhnte man sich allmählich an den Straßenverkehr. Auf der Hinfahrt hatten wir einen Unfall gesehen, der nicht so aussah, als hätte ihn jemand überlebt. Es war also nicht ungefährlich, sich auf diesen Straßen zu bewegen. Unseren Traum, ein Fahrrad zu mieten und damit durchs Land zu fahren, hatten wir bereits aufgegeben. Dazu reichte unser Gottvertrauen nicht aus. Entschädigt wurden wir durch den Anblick zweier Elefanten, die auf einem Holzplatz, der die umliegenden kleinen Möbelfabriken mit Material versorgte, bei der Arbeit waren. Fast überall waren auf offenen, betonierten Veranden die gleichen häßlichen Sessel und Couchgarnituren ausgestellt, die bei uns als Gelsenkirchner Barock bekannt sind. Ganz Indien wurde von hier aus beliefert. Landschaft war kaum zu sehen. Ab und zu ein mit Wasserrosen bedecktes Reisfeld, ansonsten wimmelte es in dem milchiggrünen Licht von Menschen, die unter staubigen Kokospalmen immer in Bewegung waren.

Tempelfest in Cherpu

Es war bereits dunkel, als wir bis zur Ortsmitte von Cherpu fuhren, wo wir in der Nähe des Tempels parkten. Nur die Straßen, die zum Tempel führten, waren durch extra installierte, mobile Neonlaternen hell erleuchtet. An den Straßenrändern standen Verkaufsbuden mit Süßigkeiten und Spielsachen. Es herrschte Kirmes-Stimmung. Die Menschen, die uns umwogten, waren festlich herausgeputzt, die Frauen trugen bunte Saris, die Männer weiße Mundus, ihre Oberkörper waren nackt, über der rechten Schulter lag ein akkurat gefaltetes weißes Handtuch, damit war man als Mann korrekt gekleidet. Bei denen, die sich mit besonders arroganter Miene

durch die Menge schoben, sah man zusätzlich die dünne Brahmanenschnur über der Schulter. Es roch nach staubiger Hitze und tropischem Regen, der keine Kühlung brachte und, je näher wir dem Haupteingang des Tempels kamen, nach siedendem Kokosöl, das in hunderttausenden von Öllämpchen verbrannt wurde und die Luft mit fettigen Schwaden durchzog. Zwei Bettler machten halbherzige Versuche, eine Rupie von uns zu ergattern und waren wohl eher vom Tourist Department hergeschickt worden, um den verloren am Straßenrand herumstehenden sechs europäischen Touristen, die vom nahegelegenen Ayurvedaresort herangekarrt worden waren, einen Eindruck von authentischer indischer Folklore zu bieten. Schon in Trichur war uns aufgefallen, dass es in Frankfurt mehr Bettler gab als hier. PM hatte uns erklärt, wenn Obdachlose oder Bettler aufgegriffen würden, so stammten sie mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem armen Nachbarstaat Tamil Nadu, wohin sie gleich wieder abgeschoben wurden.

Wir hatten die unsichtbare Grenze erreicht, wo es an der Zeit war, die Sandalen auszuziehen und sich dem Tempel barfuß zu nähern, was dazu führte, dass sich zu den Geruchsirritationen noch das nicht sehr angenehme Gefühl gesellte, auf gerade verglühten Holzkohlen zu gehen. Nachdem wir unser Schuhwerk einem dünnen Männlein am Straßenrand überlassen hatten, das uns dafür ein Stück Pappe mit einer Nummer darauf überreichte, versuchten wir, einen Moment im Menschenstrom stehen zu bleiben und andächtig einer Gruppe von Jugendlichen zu lauschen, die sangen und auf traditionellen Instrumenten spielten. Doch die Menge schob uns unweigerlich immer näher zur Tempelpforte, die ihr blaugelb flackerndes Maul vor uns aufriss. Wir merkten, dass PM immer nervöser wurde und ratlos auf seiner hohen Denkerstirn herumkratzte. Offensichtlich befand er sich in einem Loyalitätskonflikt. Einerseits wäre er gern in den Tempel gegangen, was er mit dem Papier *To Whom It May Concern*, welches ihn als Hindu auswies, ruhigen Gewissens hätte tun können, andererseits scheute er davor zurück, die Vorschriften seiner neuen Wahlreligion zu übertreten, die besagten, dass wir als Nicht-Hindus im Tempel nichts zu suchen hatten. Als Novize war er nur nicht so ganz sicher, für welche Tempelbereiche das galt. Da RR und ich nicht einsahen, warum wir barfuß im Dreck vorm Tempelzugang herumstehen sollten, ließen wir uns von der Menge in den Innenhof schieben, auch auf die Gefahr hin, in unserem europäischen Outfit gesteinigt oder zumindest von der Tempelsecurity mit sanfter Gewalt zum Ausgang zurückbegleitet zu werden. (RR: Die sechs Touristen waren Schwaben, was unschwer an der Sprache zu erkennen war. Die teilweise etwas fülligen, blond gefärbten Damen trugen Tops mit Spaghetti-Trägern. Wir hatten uns bereits seit Monaten nicht nur mit indischer Literatur, sondern auch mit den grundlegendsten Benimmregeln beschäftigt. Daher wusste ich, dass frau einen Hindu-Tempel, sofern das Betreten des Tempel-Bereichs überhaupt gestattet war, dies immer nur mit bedeckten Oberarmen und nie im Mini-Rock tun sollte. Deshalb fühlte ich mich auch keinesfalls unwohl in meinem leichten, langen Sommerkleid mit kurzen Ärmeln. Später erfuhr ich, dass generell für Frauen das Zeigen der bloßen Oberarme als unschicklich gilt, einen nackten faltigen Bauch zur Schau zu stellen, ist in Ordnung. Ich empfand übrigens den von der Hitze des Tages ganz warmen Asphalt und staubigen Sand als nicht so unangenehm. Warum man allerdings immer barfuß durch den Dreck laufen muss, sobald man einen Tempel-Bereich betritt, ist uns nie ganz klar geworden.)

Im Tempelinneren blakten die Öllampen noch gewalttätiger, waren die Gerüche noch intensiver, die Farben noch verwirrender. Doch die Menschen waren so damit beschäftigt, geduldig in langen Schlangen stehend, ihren Gottheiten nahe zu

kommen, dass ihnen gar nicht auffiel, dass wir nicht hierher gehörten. Mit Andacht vortäuschenden Gesichtern machten wir eine Runde um den hohen Schrein in der Mitte des Hofes. Wenn PM die Hände flach vor der Brust zusammenlegte und sich in irgendeine Richtung verbeugte, versuchten wir das nachzumachen. Was uns offensichtlich gelang, denn niemand belästigte uns. Trotzdem verzichteten wir auf eine zweite Runde, wie PM, inzwischen mutig geworden, vorschlug.

Wir hatten gerade für zwei Rupien unser Schuhwerk ausgelöst und gingen gegen den Strom der Menschen in Richtung Auto, als aus der Menge ein schwächtiges Männchen mit glasigen Augen auf mich zu torkelte, seine Spinnenarme nach mir ausstreckte und versuchte, meine Unterarme zu umklammern. Ich hatte keine andere Wahl, als den Menschen, der sich kaum auf den Beinen halten konnte, unsanft zur Seite zu stoßen, und PM meinte grinsend, unsere Feststellung von vorhin, dass es verwunderlich sei, hier bei so einem Fest gar keine Besoffenen zu sehen, habe sich damit wohl von selbst erledigt...

Musik im Familientempel

Egal ob Fahrrad, LKW, Rikscha oder Bus, kaum ein Fahrzeug, dem wir auf der nächtlichen Landstraße begegneten, hatte Rücklichter. Bange Sekunden, wenn jemand mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern und dröhnender Hupe entgegenkam. Auf den unbefestigten Seitenstreifen wanderten Menschen in Großfamilienformation durch die grüne Dunkelheit. Darunter manch schwankende Gestalt. Auf einem Motorrad fanden manchmal bis zu fünf Personen Platz. Vor dem Fahrer zwei halbwüchsige Kinder auf dem Benzintank, dahinter im Damensitz, ein Kleinkind auf dem Arm, die Gattin im flatternden Sari. Wir versuchten uns einzureden, dass das nun mal Bestandteil der Folklore war, doch schien es eine verdammt gefährliche Folklore zu sein.

In Trichur parkten wir in einer abgelegenen Seitenstraße. Durch ein unauffälliges Portal in einer Mauer betraten wir einen von einer Öllampe erleuchteten Innenhof. Im Hintergrund sahen wir eine offene Halle mit einem Wellblechdach, die an eine Garage erinnerte. In der von grellem Neonlicht erhellten, nüchternen Studioatmosphäre saßen etwa fünfzehn Leute auf weißen Plastikstühlen und lauschten drei Männern, die auf einer leicht erhöhten Bühne im Schneidersitz saßen und trommelten. Es herrschte eine andächtige Konzertstimmung. Man hörte sehr konzentriert zu und schlug bisweilen mit weit ausholenden Armbewegungen den Rhythmus auf die Oberschenkel. Manchmal sang einer der drei Männer auf der Bühne, und alle schienen zu wissen, wovon er sang. Es waren Geschichten aus einem der vielen Sanskrit-Epen, mit denen jedes indische Kind aufwächst. Sie werden auch über Comics oder TV-Seifenopern unters Volk gebracht. Manchmal erzählten nur die Trommeln, und der Sänger kommentierte das Geschehen, manchmal war es umgekehrt. Auch wenn uns alles hier noch sehr fremd war, so war uns doch klar, dass wir ein Stück faszinierender, authentischer keralischer Hochkultur erlebten.

Wir saßen hinter der letzten Stuhlreihe auf einer niedrigen Betonmauer. Vor uns an einem Tisch der Kassierer, auf einem Stuhl neben uns der siebzigjährige Präsident des Vereins, der sich zum Ziel gesetzt hatte, diese alte Musikkultur zu pflegen, um sie vor dem Verschwinden zu bewahren. Jugendliche, wenn sie nicht gerade von ihren Eltern zu Veranstaltungen mitgeschleppt wurden, interessierten sich kaum noch für diese Musik. Deshalb konnte sie nur auf Vereinsebene und in privaten

Veranstaltungen überleben. PM war Mitglied in einem guten Dutzend Vereine dieser Art, so auch in diesem, also kramte der Kassierer, als RR eine Spende von hunderteins Rupien überreichte, eine Visitenkarte von PM hervor, schrieb bedächtig in Schönschrift eine Quittung aus, die er uns feierlich überreichte.

Während die Musiker trommelten und sangen, hatten wir immer wieder Männer und Frauen, auch Kinder, beobachtet, die in einem für uns nicht einsehbaren, rechts vom Zuschauerraum gelegenen Bereich verschwanden, wo wir die Toiletten vermuteten. Die Männer waren mit knöchellangen, weißen Mundus bekleidet, die Oberkörper waren nackt, nur das weiße, gefaltete Handtuch lag auf der Schulter, manchmal auch eine Brahmanenschnur. Es sah aus, als gingen sie duschen. Gegen eine Dusche hätten wir nichts einzuwenden gehabt, denn der Körper war von einem klebrigen Film aus Schweiß und Staub bedeckt. Doch PM klärte uns auf, dass da, wo wir Duschen vermuteten, sich das Allerheiligste befand, wo man der Gottheit kleine Opfergaben darbrachte, die man hier kaufen konnte und deren Preise, wie auf der Speisekarte einer Würstchenbude, an einer Säule angeschlagen waren.

Gegen Ende der Veranstaltung zählte der Kassierer auf Anweisung des Präsidenten eine bestimmte Geldsumme für jeden Musiker ab und steckte sie in Papiertüten, die der Präsident ihnen, nachdem er eine kurze Rede gehalten hatte, auf der Bühne überreichte. Mitten im Aufbruch hielt uns PM zurück. Es galt, noch ein Ritual zu befolgen. Von einem Tempeldiener wurde Prasada verteilt, ‚Götterspeise‘, ein auf einem Stück Bananenblatt dargereichter Klecks süßer Klebereis, der so aussah und wohl auch so schmeckte, wie ich mich im Augenblick fühlte. Egal ob von der Gottheit selbst zubereitet oder gesegnet, so was würde ich auch unter Androhung von Folter nicht essen. Während PM meinte, ich müsse das Zeug unbedingt probieren, entfernte ich mich unauffällig in Richtung Pforte, die im Halbschatten der Öllampe lag und entsorgte das grüne Glibberzeug auf einer schmalen Balustrade, die außen um die Tempelmauer lief. (RR: Hier muss hinzugefügt werden, dass KB niemals auch in der heimischen Küche oder sonstwo zubereiteten süßen Reis essen würde... Ich hingegen verließ mich auf PM und aß den Klecks Reis genüßlich auf.)

Nalukkettu

KB: Franko, AM's Neffe, war ein sympathischer junger Mann, in dessen dunklem Gesicht beim Lachen weiße Zähne blitzten. Ich gedachte mich heute großzügig zu zeigen und zum Abendessen ein Bier zu spendieren, doch hatte ich glücklicherweise die falsche Sorte gekauft, denn AM und Franko lehnten ab. Kurz nach zehn Uhr waren wir im Bett. Was bedeutete, dass wir, nachdem wir die einzige Lichtquelle an der Wand des Schlafzimmers gelöscht hatten, schnell unters Moskitonetz krochen und hofften, dort die einzigen Lebewesen zu sein. Obwohl nur die Körpermitte mit einem leichten Bettlaken zugedeckt war, dauerte es zwei bis drei Stunden, bis wir nicht mehr spürten, wie uns der Schweiß in klebrigen Rinnsalen den Hals hinabfloß. Dafür wurden wir von Musik unterhalten, die vom gut zwei Kilometer entfernten Tempel in Cherpu aus Lautsprechern wie aus klappernden Bleheimern übers Land ausgegossen wurde und manchmal sehr an rheinische Karnevalslieder erinnerte. Immer wenn wir aus dem Schlaf aufschreckten, wummerten in der Ferne die Bässe. Offensichtlich wurde die ganze Nacht durchgefeiert.

Nach dem Frühstück, das aus hausgemachten Reismudeln plus Gemüsebeilagen bestand, machten wir einen kleinen Gang übers Grundstück, sahen Bananenstauden, Kokospalmen, Papayabäume und zwei ehrwürdige Banyantrees,

die aussahen, als ob eine Familie von ineinander verknäulten Riesenschlangen aus der Erde gen Himmel wuchs. Unter solch einem Baum hatte Buddha der Legende nach die Erleuchtung gefunden. Auch in der Hindumythologie spielten diese Bäume eine große Rolle. Sie waren Indern so heilig wie unseren germanischen Vorfahren die Eiche. Hier und da lagen auf dem Grundstück, halb von tropischem Grünzeug überwuchert, gitarrenförmige Steine mit einer Vertiefung dort, wo der Resonanzboden war und einer Rille in der Mitte des Halses. Es waren sogenannte Piss Stones. Sie hatten in den Häusern begüterter Brahmanenfamilien, wie Nalukkettu eines gewesen war, vor hundert Jahren die Funktion von Sanitäreinrichtungen erfüllt. Die Brahmanen nennt man in Südindien übrigens Namboodhiri, wir bleiben aber im folgenden bei Brahmane, da wir nicht vorhaben, uns auf die Feinheiten des indischen Kastenwesens einzulassen. (RR: Die Pinkelsteine (natürlich nur für Männer) hatten PM und AM ganz bewusst auf dem Grundstück verteilt. Und da nicht alle gleich aussahen, erfuhren wir, dass je höher der Rang eines Brahmanen war, die Pinkelrinne um so kunstvoller herausgehauen wurde.) Den Nachmittag verbrachte ich mit dem vergeblichen Versuch, das Klima als angenehm zu empfinden und mir wie die Einheimischen mit ein paar Handgriffen einen Mundu um den Bauch zu binden. Was mit schöner Regelmäßigkeit mißlang und mich fluchend, nach einer ausgiebigen Dusche, in meine Shorts steigen ließ.

Drei Herren in Senfgelb

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, wir waren gerade dabei, uns fein zu machen für das abendliche Kulturereignis, hörten wir fremde Stimmen ums Haus. Ich spähte durch die gedrechselten Holzstäbe unseres Ankleidezimmers und erblickte drei in senfgelbe Uniformen gekleidete Herren, die mit neugierigen Polizistenblicken ohne die geringste Diskretion zu mir heraufstarrten. Was ich bisher über indische Polizei gelesen und gehört hatte, war nicht dazu angetan, mich diese Blicke als angenehm empfinden zu lassen. Als ich mich in europäischem Outfit auf der Terrasse blicken ließ, wurde ich den Herren, einer war der Polizeichef des Kreises Trichur, vorgestellt. Später erfuhren wir, dass sie sich kurzfristig zu einem Lokaltermin eingefunden hatten. PM hatte uns schon von den Grenzstreitigkeiten mit dem schlitzohrigen Besitzer des Nachbargrundstücks erzählt, die uns als Außenstehende eher wie eine Provinzposse anmuteten, ihm aber keine Ruhe ließen, so dass er sich an die Behörden gewandt hatte. Diese waren nun in Gestalt der drei Senfgelben erschienen, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, was es mit der ganzen Sache auf sich hatte.

Kutiyattam

Es war eine seifige Dunkelheit durch die wir über ein Gewirr schmaler Landstraßen in irgendein Nachbardorf fuhren. Man konnte unmöglich erkennen, wo ein Dorf aufhörte und das andere anfing. Schilder gab es nicht. Überall sahen wir Schattenwesen, die im Gänsemarsch am Rand der Straße gingen, gegen Mauern pissten, in Gruppen herumstanden und redeten oder schweigend mit zusammengekniffenen Augen ins Scheinwerferlicht starrten, das sie für Sekunden aus der Dunkelheit herausmodelliert hatte. In den Hauseingängen brannten Öllämpchen, um den Gottheiten, sollten sie gerade vorbeikommen, anzuzeigen, dass sie in diesem Hause willkommen waren. Die Nacht war so gesättigt vom Licht des tropischen Tages, dass ihre Dunkelheit wie ein weiches Tuch über das kleine Stück Welt gebreitet schien. Wir hielten am Ende einer Dorfstraße, wo vor Bretterhütten schemenhafte Gestalten standen oder auf den Treppenstufen saßen und schweigend zuschauten, wie PM den Landrover am

Straßenrand parkte. Als wir ausstiegen, kam eine der Gestalten auf uns zu und bat mit sanfter Stimme, das Auto ein paar Schritte zurückzusetzen. Ich dachte, ihre dunkle Armut hätte unseren weißen Reichtum hassen müssen, doch die Menschen waren von solch selbstbewusster Freundlichkeit, dass ich ihnen Glasperlen hätte schenken mögen.

Etwa fünfzig Meter weiter war der Schattenriss eines kleinen Hindutempels zu sehen. Wir durchschritten ein nicht sehr hohes Tor, zogen die Sandalen aus und ließen uns von Öllämpchen, die zu beiden Seiten eines mit Steinplatten gepflasterten Weges brannten, zu einer außerhalb des heiligen Bezirks liegenden Wiese geleiten, deren Oberfläche, konnte ich dem trauen, was meine des Barfußgehens ungewohnten Fußsohlen mir übermittelten, weniger aus Gras denn aus scharfkantigen, nicht sehr feinen Staubkörnern bestand. Durch das fettige Kokoslicht sahen wir im Hintergrund eine kleine Bühne und davor drei Reihen Betonplatten auf dem Boden, auf denen im Schneidersitz Männer, Frauen und Kinder saßen. Am vorderen Bühnenrand blakte eine Öllampe und verbreitete archaisches Licht. Die Steinplatten, auf denen wir saßen, fühlten sich an wie der raue Zementboden einer Autowerkstatt. Es roch nach verbranntem Öl und Räucherstäbchen.

Auf der Bühne saßen drei junge Männer und trommelten. Es war atemberaubend, was sie der Mizhavu (sprich: Mirave) genannten Trommel an Klängen entlockten. Die äußerst kunstvollen Rhythmen wurden manchmal so schnell, dass man die Hände, die sie schlugen, nicht mehr sah. Auf der linken Seite der Bühne saß eine junge Frau im schlichten, dunklen Sari und schlug die Zimbeln. Ab und zu sang sie. Trommeln und menschliche Stimme erzählten eine über dreitausend Jahre alte Geschichte, die ihren Ursprung in vedischen Gesängen hatte. Wenig später kamen zwei junge Männer, am nackten Oberkörper mit dem Handtuch über der Schulter als Tempeldiener erkenntlich, auf die Bühne und hielten ein helles, glänzendes Tuch, in das ein farbiges Rechteck gewebt war, wie einen stilisierten Vorhang zwischen sich. Dahinter vollführte eine Person, von der man nur die Füße und einen Teil der Unterschenkel sah, rituelle Tanzschritte.

PM erzählte uns, dass in früheren Zeiten, als Kutiyattam, so nannte sich diese Form des Tanzdramas, nur vor den höchsten Kasten im innersten Heiligtum des Tempels aufgeführt wurde, dieser Teil hinter dem Vorhang eine halbe Stunde oder auch eine ganze Nacht dauern konnte. Das eigentliche Drama vor dem Vorhang konnte sich dann im besten, oder je nach Betrachtungsweise, schlechtesten Fall über weitere vierzig Tage und Nächte hinziehen. Was natürlich voraussetzte, dass die auserwählten Zuschauer Personal hatten, das während dieser Zeit zumindest das Essen für sie kochte. Heute dauerte es zum Glück nicht so lange, bis der Vorhang weggenommen wurde und eine junge Frau nicht mehr nur zur Verehrung der unsichtbaren Gottheit hinter dem Vorhang, sondern auch für uns sichtbare Sterbliche davor zu tanzen begann. Sie rollte bedeutungsvoll mit den Augen, verrenkte die Brauen zu nie vorher gesehenen Figurationen, stampfte mit zierlichen Schritten über die Bühne und hatte für jede Nuance einer Gefühlsregung eine bestimmte Bewegung der Hand oder der Finger. Ohne die Trommler wäre es für uns nach einiger Zeit langweilig geworden, da wir die Geschichte, die erzählt wurde, nicht kannten und die Körpersprache, in der sie erzählt wurde, nur unvollkommen deuten konnten. Da wir keine Kutiyattam-Kenner waren und auch nicht werden wollten, war das eigentlich Faszinierende das Ambiente. Und das versetzte uns durch seine Authentizität in einen Zustand innerer Erregung, in den europäische Kulturereignisse uns kaum noch zu versetzen vermochten.

Nach einer guten halben Stunde konnte ich in der ungewohnten Haltung nicht mehr länger sitzen bleiben. Ich stand auf und verdrückte mich an den Rand des Zuschauerbereichs. Ein paar Männer, die ich nur schemenhaft in der weichen Dunkelheit durch die Rauchschwaden der Öllampen erkennen konnte, machten mir freundlich verständnisvolle Zeichen mit der Hand, dass ich mich ein bißchen weiter von dem heiligen Schrein, in dem hunderte von Öllämpchen unter dem Blechdach eine entsetzliche Hitze erzeugten, entfernen sollte. Was ich tat und mich ärgerte, dass ich nicht gewagt hatte, die Nikon mitzunehmen, zumal ich sah, dass die einheimischen Aficionados ungeniert fotografierten. Nach eineinhalb Stunden war die Aufführung zu Ende, und ich registrierte das merkwürdige Gefühl einer ausgefüllten Leere im Kopf. (RR: Was mich noch faszinierte, waren die - teilweise sehr kleinen - Kinder, die andächtig zuschauten und nur selten kribbelig wurden und herumliefen. Natürlich kannten sie im Gegensatz zu uns die Geschichte, die auf der Bühne getanzt und getrommelt wurde. Übrigens ärgerte sich auch PM, keine Kamera dabei gehabt zu haben.)

Im Garten der Tänzerin

KB: In der aufbrechenden Menge der Zuschauer hatte PM eine Frau mittleren Alters entdeckt und ging hin, sie zu begrüßen. Es war die Lehrerin der jungen Frau, die heute Abend getanzt hatte. Sie lud uns ein zu einem kleinen Imbiß, der in ihrem hinter dem Tempel gelegenen Haus stattfinden sollte. Zuvor mußten wir noch unsere Sandalen holen. Inzwischen waren die meisten Öllampen erloschen und, als wir am hinteren Eingang des Tempels angelangt waren, bestand die einzige Beleuchtung der Szene aus dem tropischen Sternenhimmel. Nachdem wir etwas unschlüssig umhergeirrt waren, fanden wir schließlich, uns an einer moosigen Mauer entlang tastend und über eine trockene Wiese stolpernd das Haus, wo man uns herzlich willkommen hieß.

Im geräumigen Garten, wo Öllichter in vielarmigen schmiedeeisernen Ständern, walpurgisnachtsmäßig durchs Pflanzengrün flackerten, standen Bänke und Tische, an denen etliche Leute saßen. Zwei Männer gingen mit Eimern aus Edelstahl herum, aus denen sie Reis und vegetarische Gerichte auf Bananenblätter häuften. Zu trinken gab es Chai und zum Abschluß auch hier Prassadam, ‚Götterspeise‘, die ich diesmal probierte, ohne jedoch in allzu große kulinarische Verzückerung zu geraten. Wir stellten fest, dass auch für diese Menschen, die ein kultiviertes Englisch sprachen, unsere Hautfarbe einen exotischen Reiz besaß, doch wurden wir bei weitem nicht so unverhohlen angestarrt wie auf der Straße. Wir erfuhren, dass die Gastgeberin eine berühmte Profitänzerin war, die uns zu ihren nächsten Auftritten in Calicut herzlich einlud. Ihr Mann war Profitrommler, durfte aber für zehn Tage den Tempel nicht betreten, weil er wegen eines Todesfalls in seiner Familie als unrein galt. RR fragte die Tänzerin des heutigen Abends, wie alt sie sei. Die erhob sich, dem Alter der Fragenden Ehrerbietung zollend, sofort artig von ihrer Bank, lächelte ein reizendes Zahnspangenzähneln und sagte *Fourteen*. PM klinkte sich in die Konversation ein, und man stellte fest, dass sie einige Freunde seines Malayalamlehrers Ashvin kannte, der vor kurzem in der Schule in Trichur, die sie ebenfalls besuchte, Abitur gemacht hatte. Schließlich erzählte sie, dass heute Abend für sie und die drei Trommler der erste öffentliche Auftritt gewesen war, für den sie fünf Monate hart trainiert hatten. Wir wollten es nicht glauben. Mit diesem Auftritt hätten sie die verwöhnten Zuschauer der Frankfurter Alten Oper zu standing ovations hingerissen. (RR: Die Bananenblätter und Plastikbecher, in denen der Tee serviert

wurde, trugen wir in den hinteren Teil des Gartens und warfen sie in eine kleine Erdvertiefung. Am nächsten Tag, erfuhren wir, würde alles verbrannt werden. Außerdem stand ein Eimer mit Wasser und einer Schöpfkelle bereit, wo man sich die Hände waschen konnte.)

Um halb elf waren wir im Bett und konnten es kaum glauben, dass wir erst zwei Tage in diesem aufregenden Land waren.

Sonntagsfrühstück in Nalukkettu

RR: Auf dem bunten Tuch, das auf den Fliesen der Terrasse ausgebreitet war, standen ein Korb mit Schwarzbrot, diverse Gläser mit Marmelade, eine Kanne mit Kaffee und eine mit Tee. Da die Köchin frei hatte, gab es ein europäisches Frühstück. Das Schwarzbrot war ein weiches ‚Malzbrot‘, von dem PM in der Bäckerei im City Center in Trichur immer zehn Laibe bestellte und einfro. Diese Bäckerei stellte auch Brötchen und Croissants her, die ein wenig an Europa erinnerten. PM hatte bereits eineinhalb Stunden Ayurveda-Massage und eine Stunde Malayalam-Unterricht hinter sich, als er zum Frühstück erschien. Sein Lehrer Ashvin frühstückte mit uns. Er war der achtzehnjährige Sproß einer Brahmanen-Familie, der, bis PM es vor zehn Jahren kaufte, dieses Haus, auf dessen breiter, sechzehn Meter langen Terrasse wir jetzt saßen, gehört hatte. Es war damals im Inneren völlig anders aufgeteilt gewesen und hatte eine Großfamilie beherbergt. So erzählte Ashvin, dass er zusammen mit Eltern und Geschwistern in dem Raum, der jetzt unser Badezimmer war, gelebt und seine Kinderjahre verbracht hatte. *May I ask you a question*, fragte er plötzlich, *what was your concept of India?* Wir erzählten von unseren Vorurteilen, unseren Ängsten, mit Armut, Elend, Krankheit und Tod konfrontiert zu werden und daß wir bis jetzt, was Kerala betraf, angenehm überrascht waren. Viel hätten wir allerdings in zwei Tagen noch nicht sehen können. PM forderte Ashwin noch auf, **mir** eine Frage zu stellen, was den armen Jungen erstarren ließ. Daraufhin meinte PM lächelnd, er solle sich doch etwas für nächsten Sonntag überlegen. Und ich ergänzte, zu Ashvin gewandt: *If you like it...*

Allein nach Cherpu

KB: Wir hatten beschlossen, einen Ausfall aus der Festung zu wagen. RR trug einen von PM geliehenen Strohhut, dessen Form einem Tropenhelm nachempfunden war. Die Schultern hatte sie halbwegs züchtig bedeckt. Ich trug Baseballmütze und Trekking-Shorts mit Hosenträgern. In einer der vielen Taschen konnte ich unauffällig die Nikon verstauen. Nur mit Schmetterlingsnetz und Botanisiertrommel wäre ich mir noch merkwürdiger vorgekommen. Den Einheimischen schien es ebenso zu gehen. Wir waren nie ganz sicher: lachten sie uns aus oder an. Nach einhundert Metern hatte sich unser Selbstbewusstsein soweit stabilisiert, dass wir nicht mehr über die eigenen Füße stolperten. Alte Frauen, die uns auf dem sandigen Weg entgegenkamen und uns anglotzten, als seien wir Außerirdische, oder stehenblieben und mit offenen, zahnlosen Mündern hinter uns her starrten, ignorierten wir bereits gekonnt. Zumindest taten wir so.

Bald verließen wir den Schatten der hohen Steinmauer, die das Grundstück umgab, und kamen durch eine kleine Siedlung, in der schicke Häuschen im Bungalowstil standen. Hier wohnte die neue Mittelschicht, die sich in Kerala immer mehr zu entwickeln begann. Unser Vorbeigehen ließ ganze Großfamilien aus dem Inneren der Häuser auf die Terrassen strömen, von wo man mit offenen Mündern den weißen

Negern nachglotzte. Obwohl der Weg durch die Siedlung nicht gepflastert war und wir uns ziemlich am Ende der Welt wähnten, herrschte reger Verkehr. Rikschas kamen uns entgegen, Fahrräder und immer wieder Motorräder, deren Fahrer nebst Beifahrer, wenn sie uns überholt hatten, die Hälse verrenkten, um uns möglichst lange im Rückspiegel betrachten zu können.

Am Ende der Siedlung gab es einen kleinen Tempel. Es war ein langgestreckter, weißgetünchter Flachbau, das Dach mit rotbraunen Keralaziegeln gedeckt. Drum herum lief eine hohe Mauer mit einem schmiedeeisernen Tor, das verschlossen war. Vor den Stufen zum Haupteingang stand ein niedriger würfelförmiger Schrein, der von einem, das übrige Gebäude überragenden, auf einer Konstruktion aus Metallrohren aufliegenden Wellblechdach geschützt wurde. Eine blaue Plastikplane gegen den Monsunregen rundete das Ganze ab. So ähnelte der schlichte, doch freundliche Harmonie ausstrahlende Tempelbau eher einer Garage mit Kuhställen dahinter.

Zwischen den Mauern zweier Grundstücke führte ein schmaler, nach feuchtem Müll riechender Weg zum Tempelteich, einem mit Entengrütze überzogenen, größeren Tümpel, der vor der Kulisse eines Waldes aus Kokospalmen lag und in ein Landschaft und Weite vortäuschendes Reisfeld übergang. Zwei Männer mit nacktem Oberkörper, mit Mundus um die Hüften und Tüchern um die Stirn, standen auf den Stufen, die zum Wasser hinabführten und fischten. Ich hatte, ehe sie uns bemerken konnten, vorsichtig ein Foto von ihnen gemacht. Als sie uns gesehen hatten, starrten sie eine Weile bewegungslos in unsere Richtung, doch bald wandten sie sich wieder ihrer Beschäftigung zu. Irgendwann wurde auch der weißeste Neger langweilig.

Wir gingen zurück zum Hauptweg, der jetzt teilweise asphaltiert war. Hier reihten sich Einfamilienhäuschen aneinander. Alle mit kleinem Grundstück drumherum. Bis auf ein brachliegendes Reisfeld, das an die Poolseite von PM's Grundstück grenzte und auf dem Wasserbüffel in der Sonne lümmelten, war jedes Fleckchen bebaut. Zwischen den schwarzglänzenden Büffelchen standen reiherartige, grauweiße Vögel, die ihnen bei der Körperpflege halfen. Ein paar protzige Häuser von Neureichen sahen wir auch. Einer, der darin wohnte, so erfuhren wir von PM, sollte ein Vermögen mit Kerosinschiebungen gemacht haben.

Je mehr wir uns der Hauptstraße von Cherpu näherten, desto mehr Müll lag vor den Mauern der Grundstücke. Inmitten einer dieser Müllhaufen sahen wir einen Mann liegen. Sehr dünne Ärmchen und Beinchen. Die Augen halbgeöffnet, alterslos, lag er auf dem Rücken im Schatten der Mauer und rührte sich nicht. Niemand der zahlreichen Fußgänger, die von der Hauptstraße herunterkamen, kümmerte sich um ihn, also gingen auch wir davon aus, dass er nicht tot war. Wir sollten ihn später noch öfter sehen, wenn wir diesen Weg gingen. Dann saß er, meist am Rande des Sträßchens, mit gekreuzten Beinen, das Gesicht der Hauptstraße zugewandt und starrte blicklos vor sich hin. Er bettelte nicht, wie wir erwartet hatten, sondern verbreitete eine anklagende, unberührbare Stille um sich, die wir nicht zu deuten wußten.

Als wir die Hauptstraße erreicht hatten, knallte eine steile Sonne auf uns herab. Schatten gab es keinen. Nicht wenige Einheimische hatte ihre Regenschirme aufgespannt, um sich gegen diesen fast senkrecht am Himmel stehenden Heizstrahler zu schützen. Wir stolperten ein paar hundert Meter durch den Staub und Dreck am Rande der Straße, auf der der Linksverkehr tobte und die nach Cherpu

hineinführte. Dass hier der Ort begann, konnte man nur daran erkennen, dass die Bretterhütten näher zusammenrückten und die Menschen nicht mehr nur in Bewegung waren, sondern auch noch zusammengeklumpt herumstanden. Es war keine Landschaft für Paranoiker. Wenn ich von „Bretterhütten“ spreche, meine ich übrigens nicht, dass die Gebäude am Straßenrand nicht größtenteils massiv gebaut waren; sondern dass, auch wenn sie aus Beton waren mit Ziegeldach, mein europäisch konditioniertes Auge „Bretterhütten“ in ihnen erblickte.

Als uns klar wurde, dass wir das Sträßchen, das nach Nalukkettu hinabführte, verpasst hatten, winkten wir erschöpft einer Rikscha, hielten dem Fahrer PM's Visitenkarte unter die Nase, er kannte die Adresse, und ab ging's mit Geknatter. Schon nach der ersten Kurve verreckte der Motor. Der Fahrer drückte mit der rechten Hand einen Knopf am Armaturenbrett, und mit der linken pumpte er einen langen Hebel neben dem Sitz auf und nieder, auf und nieder, und siehe da, der Motor sprang an, und wir erreichten ohne weitere Zwischenfälle, nur ein bisschen arg durchgeschüttelt, in kürzester Zeit unsere Burg. Als wir erschöpft und schweißnass auf der schattigen Terrasse sitzen, zeigte das Thermometer vierunddreißig Grad und hundert Prozent Luftfeuchtigkeit... (RR: Das einzige, was ich während dieses Spaziergangs in meiner Hosentasche hatte, war die Visitenkarte von PM. Vor dem Tor von Nalukkettu stellten wir fest, dass wir kein Geld dabei hatten. Ich klingelte und irgendwann kam AM - der natürlich auch kein Geld in der Tasche hatte. Also rannte ich ins Haus, die Treppe hoch, und mit zehn Rupien in der Hand wieder zum Tor. Da wir uns bei PM über Rikscha-Preise informiert hatten, wussten wir, dass eine Fahrt innerhalb eines Ortes acht Rupien kostete. Im Vorbeilaufen hatte PM mir noch zugerufen, dass ich dem Fahrer zehn Rupien (siebzehn Cents) geben solle, das würde er neuerdings auch machen, wegen der Benzinpreiserhöhung.)

Besuch aus Europa und Afrika

KB: Gegen Mittag standen zwei junge Frauen und ein junger Mann auf der Terrasse. Die Frauen kamen aus Schweden und studierten in Calicut für ein Auslandssemester Ozeanografie. Der junge Mann stammte aus Zimbabwe und studierte das Keralische System der kommunalen Selbstverwaltung (People's Plan), um herauszufinden, ob es auf andere Länder der Dritten Welt, insbesondere seine Heimat Zimbabwe, übertragen werden konnte. Die Drei hatten von dem Haus, das architektonisch und kulturhistorisch interessant und typisch für Kerala war, gehört und, da es von einem Europäer bewohnt wurde, sich zu einem Besuch angemeldet. Wir schlossen uns der Führung durchs Haus an und erfuhren unter anderem, dass in einem muffig riechenden, dämmrigen Raum in einem noch nicht renovierten Teil des Gebäudes früher die Frauen des Hauses, wenn sie ihre Periode hatten oder die erste Zeit nach einer Geburt, wenn sie nach Hinduglauben unrein waren, eingesperrt leben mußten. AM meinte bei einer späteren Gelegenheit, der Raum dünste heute noch den Geruch von Menstruationsblut aus...

Bei der Besichtigung des Pools erfuhr PM von einer der Schwedinnen, dass es eine bestimmte Fischart gebe, die die Algen, die ihm das Genießen des Pools erschwerten, fressen würden. Man beschloß, diesbezüglich in Verbindung zu bleiben. Schön war der Anblick eines Vogels mit leuchtend blauen Schwanzfedern, der unbeweglich am Rand des Pools stand. Nach ihm war eine Biersorte benannt: Kingfisher.

Lunch in Trichur

Das Restaurant „Saphire“, lag in einer Nebenstraße. Es war ein recht einfaches Lokal, das aber immer gut besucht war von Angehörigen der Mittelschicht, woraus man, laut PM, schließen konnte, dass das Essen einwandfrei war und immer frisch und unter annehmbaren hygienischen Bedingungen zubereitet wurde. AM und PM hatten dieses Lokal genügend ausgetestet, um europäische Besucher dorthin führen zu können. Es gab Reis mit gebratenem Huhn und einem im Reis versteckten gekochten Ei, sowie diverse Gemüse und Soßen. Gut gewürzt, nicht zu scharf, eine Abwechslung nach der vegetarischen Kost in Nalukkettu. Die automatisch gebrachten Gläser mit Wasser lehnten wir ab, bestellten dafür zwei große Flaschen lauwarmes Mineralwasser, und ich paßte höllisch auf, dass die Versiegelungsringe beim Öffnen der Flasche ordentlich knackten und knirschten. Als Europäer bekamen wir Gabeln hingelegt, doch natürlich aßen wir mit den Fingern. Die komplette Mahlzeit für vier Personen kostete mit Trinkgeld zweihundertzehn Rupien (knapp vier Euro). Als wir zum Waschtrog gingen, um die Hände zu waschen, sahen wir, dass in dem ein paar Stufen höher gelegenen hinteren Raum Kabinen für Ladies und Families abgeteilt waren, unten saßen überwiegend Männer.

Von Elefanten und Kakerlaken

KB: Am hinteren Seitenfenster des Landrovers saß eine dicke Cockroach. PM bestätigte, dass es, wie in Australien, auch hier Kakerlaken gab, die fliegen konnten. Er erzählte, dass es im Haus, als sie es gekauft hatten, von diesen Viechern gewimmelt hatte. Es hatte zäher Kämpfe und strikter Sauberkeit bedurft, um sie los zu werden.

Heute sahen wir, da keine Menschenmassen die Sicht verwehrten, hier und da Obdachlose vor heruntergelassenen eisernen Rolläden liegen und schlafen. Unterwegs hüpfte AM in das Indian Coffee House auf dem Round und kaufte für dreißig Rupien ein halbes Pfund besten indischen Kaffee, den RR zur Teatime als türkischen Mokka zubereitete.

Auf der Landstraße begegneten wir einem Elefanten, der einen riesigen Stapel Palmzweige transportierte. Zwei Männer führten das gewaltige Tier, einer saß oben, der andere ging neben ihm. Der Elefant vom Holzplatz des Sägewerks durfte, da heute Sonntag war, in einem kleinen Tümpel auf der anderen Straßenseite baden. Außerdem sahen wir ein Moped, das vier Leute transportierte.

Da wo sich die Landschaft zu einem Reisfeld auf beiden Seiten der Straße öffnete, sahen wir einen Mann am Straßenrand sitzen, der auf einem Tuch vor sich ein paar Sonnenbrillen ausgebreitet hatte, die er mit fatalistischem Gesichtsausdruck offensichtlich zum Kauf anbot. Wir fragten uns, warum ausgerechnet an einer Stelle der Straße, wo der Randstreifen so schmal war, dass kaum Menschen dort zu gehen wagten und jeder Halteversuch eines Autos eine Massenkarambolage verursacht hätte... Im Übrigen stellten wir fest, dass die Augen sich allmählich an die Szenerie gewöhnt hatten. Nur der Anblick eines Elefanten, der von einem dröhnenden Bus überholt wurde, wirkte noch exotisch.

Träumerei

Zum Diner gab es frische Papayas und Mangos. Köstlich. Um sieben Uhr saßen wir auf der Terrasse und lauschten dem Konzert der Zikaden. Ich träumte von Spaghetti

mit Parmesankäse, von Tomatensalat mit Basilikum und reifem Camembert mit knusprigem Baguette.

Die Afrikanerin

RR: Ich bin mit AM in der Küche, und er fragt mich, ob ich einen Fisch füttern will. Ich starre ihn fragend an. Er grinst, nimmt ein paar Kekse und winkt mich zum Fenster. Vor diesem befindet sich ein Brunnen, aus dem früher das Wasser über eine noch vorhandene hölzerne Rolle in Eimern hochgezogen wurde. Er bricht die Kekse klein und wirft sie ins Wasser. Nach kurzer Zeit kommt ein Fisch an die Oberfläche, nach meinen Fisch-Kenntnissen eindeutig ein Wels. Ich frage AM, was das für ein Fisch ist und erfahre: *African-Muschi*. Er heißt Jacob und ist zwei Jahre alt. Einen Moment überlege ich, ob ich AM meine Assoziationen mitteilen soll, lache dann aber nur. Draußen erzähle ich KB, dass ich eben eine *African-Muschi* gesehen hätte. Höchst interessiert kommt die Gegenfrage: *Wo gibt's denn hier eine Afrikanerin?*

Ayurveda-Massage

Für sechs Uhr hatten wir den Wecker gestellt. Um sieben sollte ich meine erste Ayurvedamassage erhalten. Ich wachte aber schon um fünf Uhr auf, weil ich pinkeln mußte. An Wiedereinschlafen war nicht zu denken. Um mich herum war ein Höllenlärm. Abgesehen von der monotonen Blechmusik, die vom Tempel herüberdröhnte, waren es organische Geräusche: Hähne krächten, Krähen kreischten, Hunde bellten, unbekannte Tiere gaben etwas, das nur Todesschreie sein konnten, von sich, und in den Palmen rauschte der Morgenwind. Aus dem Massageraum hörte ich, wie Hände auf nacktes Menschenfleisch klatschten. Im Vorraum zur Küche frönte Franko dem geheiligten Ritual der morgendlichen Rachenreinigung, was sich anhörte, als würde er Reißzwecken husten. Alles zusammengemixt ergab den morgendlichen Sound of Kerala. Franko, der auf dem Sprung war, nach Kochi zu fahren, wo er während der Woche in einer Autofirma arbeitete, erzählte mir, dass die Musik aus dem Tempel nicht nur zu Festtagen erklinge, sondern zum normalen rituellen Alltag gehöre: *Um 5 Uhr morgens wird die Gottheit mit dieser Musik geweckt, und das zieht sich hin bis sechs Uhr*. Und das jeden Morgen. Ich fragte mich, warum die ganze Nachbarschaft mit aufgeweckt werden mußte. Darauf wußte Franko auch keine Antwort.

Kurz darauf kam PM öglänzend, nur mit einem Handtuch um die Hüften aus dem Massageraum, wo ihn Kuttu, der einheimische Masseur anderthalb Stunden massiert hatte. Während er mit großer Geste die morgendliche Chai-Zubereitung zelebrierte, erörterten wir kurz die politische Weltlage unter besonderer Berücksichtigung Keralas. Nachdem ich den Edelstahlbecher mit Chai geleert hatte, diesen süßen, klebrigen Milchtee würde ich nirgendwo auf der Welt anrühren, aber hier wurde man süchtig danach, ging ich in den Massageraum, wo Kuttu, ein feingliedriger, zierlich gewachsener junger Mann mich mit einem sanften, freundlichen Lächeln begrüßte. Er sprach nur Malayalam, wir mußten uns also mit Händen und Füßen verständigen. Auf der anderen Bank wurde RR von Sheela, einer schon etwas älteren Dame, massiert. Da wir gehört hatten, dass manche indische Masseure oder Masseusen Probleme damit hatten, einen Menschen, der keine Unterhose anhatte, zu behandeln, hatten wir vorsorglich PM gefragt, wie das mit Kuttu war. PM wurde unten ohne massiert, damit war das Problem auch für uns erledigt.

Die Massage bestand im wesentlichen darin, dass ein Kräuteröl mehr oder weniger sanft über den ganzen Körper verteilt und einmassiert wurde. Der Körper wurde als Ganzheit gesehen und nicht nur als eine zufällige Ansammlung schmerzender Teile. Somit war die Erfahrung der Ganzheit des Schmerzes das eigentlich Wohltuende. Ich merkte, dass ich nach einer knappen Stunde anfang, zivilisationsbedingt ungeduldig zu werden. Aber Kuttu war erst bei den Füßen. Gesicht und Kopf kamen zum Schluß, das wußte ich. Also entspannen, was auf der Originalmassagebank aus schwarzem, ölgetränktem Tropenholz gar nicht einfach war, obwohl Kuttu an den kritischen Stellen Tücher untergelegt hatte. Schließlich war es überstanden, und ich freute mich schon auf Morgen. Eine Unterhose hätte übrigens den Bewegungsfluß der massierenden Hände stark behindert und wäre so von Öl getränkt gewesen, dass ich sie hätte wegschmeißen können. Außerdem hatte ich das Gefühl, dass es Kuttu Freude bereitete, mein Schwänzchen, wenn es der massierenden Hand im Wege war, mit Daumen und Zeigefinger der anderen Hand zart anzuheben. (RR: Mich auch noch zu massieren, wäre für Kuttu zu viel gewesen, nicht weil es dann drei Personen gewesen wären, sondern weil ich eine Frau war. Also hatten AM und Franko es recht mühevoll organisiert, dass Sheela kam. Anschließend fuhr sie zu ihrer Arbeitsstelle in ein ayurvedisches Hospital. Zum Glück für mich gab es keine zweite Originalmassagebank, so dass ich auf einem Tisch mit einer abwaschbaren Schaumgummiunterlage lag. Das Massage-Öl wurde vorher warm gemacht und mit meinen Beinen und Armen machte Sheela noch wohltuende Übungen. Für die eineinhalbstündige Massage zahlten wir hundert Rupien, ca. ein Euro achtzig.)

KB: Nach dem Frühstück wollten wir das Gesundheitsprogramm komplett machen und begaben uns zum Pool, in dem PM schon in seinem Gummireifen plantschte und mit höchst konzentriertem Gesichtsausdruck Entengrütze schöpfte. Durch die hohen Lateritsteinmauern, die den Pool umgaben, um ihn davor zu schützen, dass der schlitzohrige Nachbar seine Wasserbüffel darin baden ließ, worauf er offenbar Anspruch erhoben hatte, bekam der Ort etwas Düsteres, auch wenn sich Palmen vor dem milchigen Tropenhimmel wiegten. PM's Bemerkung, er hätte wohl eine Algenallergie, machte das Baden im Monsunwasser keineswegs attraktiver. Man hatte nach jeder Runde Schwimmen das Bedürfnis, sofort unter die Dusche zu hüpfen.

Krähen und die Göttin der Armut

Zum Frühstück hatte es Bällchen aus Kokosflocken und Reismehl gegeben, zusammen mit den üblichen auf mehrere Edelstahlschüsselchen verteilten, bunten Gemüsen. Ich war nicht sehr amused gewesen. PM hatte von seinem Verdacht erzählt, dass Ameni, die Mann und Schwager vor noch nicht langer Zeit durch Selbstmord verloren hatte, heimlich die Krähen fütterte, wenn sie um die neben dem Hintereingang zur Küche stehenden Fressnäpfe der Hunde herumflatterten. Nach Hinduglauben leben die Seelen der Verstorbenen in Krähen weiter...

Auf dem Weg zum Pool begegnete uns Arishi mit einem Korb voll trockener Palmblätter und Brennholz auf dem Kopf. Sie schritt wie eine Königin vorüber und strahlte uns mit dem eruptiven Lächeln eines Kindes an, als sie merkte, dass wir uns freuten, sie zu sehen. Sie war unterwegs zum Hintereingang der Küche, um neben der offenen Feuerstelle, auf der in einem großen Topf Wäsche kochte, ihren Brennholzvorrat abzuladen. Natürlich gab es in der Küche eine Waschmaschine, die

aber nur von den Herren des Hauses bedient wurde. In dem Topf auf offenem Feuer wurden hauptsächlich die ölgetränkten Massage-Tücher gekocht.

Der Coconut Plugger

Es war später Vormittag, als er kam, um die Kokosnüsse von den Palmen zu holen. Er war sehr dunkelhäutig, wahrscheinlich ein Tribal, so nannte man die Ureinwohner, die teilweise auch heute noch im Dschungel lebten. Er trug einen pinkfarbenen Mundu und über der Schulter eine lange, oberarmdicke Bambusstange, deren Äste so abgeschnitten waren, dass man die stehengebliebenen Stümpfe als Leitersprossen benutzen konnte. Diese Naturleiter reichte fast bis in den Wipfel der Palmen, so dass der Plugger, ohne sich noch am Stamm der Palme selbst anseilen zu müssen, die Coconuts mit seiner Machete erreichen konnte. Mit dumpfem Plopp fielen die schweren Dinger zu Boden, und man sollte sich sehr davor hüten eine auf den Schädel zu bekommen, das konnte tödlich sein.

Der Plugger bekam für jede Palme, die er aberntete, fünf Rupien. Waren viele Nüsse auf einer Palme, Pech für den Plugger, waren es nur wenige, Pech für AM, der die Nüsse, wenn genug da waren, verkaufte und mit dem Geld seine Eltern unterstützte. Die waren über siebzig, und so etwas wie Rente gab es nicht. Der Vater hatte sein ganzes Leben als Porter, also Lastenträger, gearbeitet und keine Reichtümer anhäufen können. Alte Leute, das wußten wir, waren in Indien im allgemeinen auf die Unterstützung ihrer Kinder angewiesen. (RR: Zum zweiten Frühstück köpfte AM eine Kokosnuss, ich trank die Flüssigkeit, die eher wie Wasser aussah, aber köstlich schmeckte (wenn man Kokos mag!) und aß das etwas wabbelige Fleisch der Nuss. Es gab mehrere Arten von Kokosnüssen. Aus einer bereitete Ameni Kokosraspeln.)

Cherpu oder die Sehnsucht nach einem Straßencafé

KB: Die Mittagsruhe war heute etwas problematisch, da unter unserem Schlafzimmerfenster die Schreiner herumturtelten, die begonnen hatten, eine neue Holzkonstruktion für das Terrassendach zu montieren. Statt zu ruhen, machten wir einen kleinen Spaziergang nach Cherpu. Zur Abwechslung gingen wir den Weg, der am Vordereingang vorbeiführte. Wir hatten die Hauptstraße kaum erreicht, als auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Mensch uns aufgeregt zuwinkte. PM hatte uns schon gesagt, dass dort eine kommunale Holzwerkstatt war, in der Elefanten geschnitzt wurden und die wir uns unbedingt ansehen sollten. Da uns heute nicht nach neuen Erlebnissen zumute war, kehrten wir bald wieder um und saßen bis zum Abend schwitzend und erschöpft auf der Terrasse. In jedem anderen Land der Welt mit entsprechendem Klima hätte es um die Ecke ein Straßencafé gegeben, wo man unter dem tropischen Nachthimmel hätte sitzen und einen Rotwein trinken können. In Cherpu, hatten wir gehört, gab es nichts weiter als einen ‚Bar‘ genannten offenen Bretterschuppen, wo ein paar finstere Gestalten im Mundu am Tresen herumstanden und sich mit stieren Blicken in größtmöglicher Eile einen Turborausch antranken. Als Erwachsene verkleidete Kinder im Toddyrausch, das war nicht das, worauf wir Lust hatten. Wir zogen es vor, um halb neun ins Bett zu gehen, wo wir uns, im eigenen Saft schmorend, unterm Moskitonetz herumwälzten.

Trichur-Impressionen

In einer Bank, vor deren Eingang bewaffnete Security stand, die uns höflich die Glastür aufhielt, zogen wir problemlos mit der EC-Karte den Höchstbetrag von

fünfundzwanzigtausend Rupien. Der Tageskurs war ein Euro gleich achtundfünfzig Rupien. Im Supermarkt im City Center kauften wir ein Kilo Tomaten für knapp fünfzig Rupien.

In einer von der Klimaanlage auf Kühlschranktemperatur heruntergekühlten Herrenboutique im City Center versuchte ich, eines dieser langen, weißen Hemden zu erstehen, mit dem ich mich als Inder hätte verkleiden können. Doch da die beiden Verkaufsbeamten kein großes Interesse an den Tag legten, das einzige vorhandene Exemplar, einen Ladenhüter mit einem auffälligen Fleck auf der Knopfleiste, durch einen kräftigen Preisnachlaß loszuwerden, verzichteten wir auf den Kauf. Diese Kurta genannten Hemden mit dem Pyjama, der dazu passenden, in der Taille gebundenen, weißen Hose, wurden eher in Nordindien getragen und waren hier nur schwer zu bekommen. PM hatte seines aus Poona mitgebracht.

RR: Bis jetzt haben wir noch keine anderen „Weißen“ gesehen, deshalb fällt mir in einem vorbeifahrenden Bus ein Mann auf, den ich als typischen Nordeuropäer bezeichnet hätte (er erinnert mich an Boris Becker). Aber PM erklärt, dass das ein Albino sei, der eine Albino-Frau und Albino-Kinder hätte, und soweit er wüsste, würden diese Menschen, von allen verachtet, am Straßenrand sitzen und betteln.

KB: Auf dem Heimweg hielten wir noch kurz am Stadtrand von Trichur. Stadtrand war nicht so zu verstehen, dass hier die Stadt zu Ende war, es bedeutete nur, dass die flachen Gebäude auf der anderen Straßenseite weniger dicht standen und katastermäßig zu einer anderen Gemeinde gehörten. In die kleinen Lücken zwischen den Häusern hatten die Ärmsten der Armen sich Hütten aus Palmblättern gebaut, von denen wir nicht vermutet hätten, dass darin Menschen lebten. Doch wir sahen sie im grellen Schatten vorm Eingang und im Halbdunkel des Inneren auf dem nackten Erdboden hocken und alltäglichen Verrichtungen nachgehen. Wenn die Kommunisten gerade in der Regierung saßen, wurden diesen Menschen menschenwürdige Unterkünfte zugewiesen, die Hütten wurden abgerissen und die Straße wurde verbreitert, damit für eventuelle neue Hütten kein Platz mehr war. Die bürgerliche Regierung, die im Augenblick das Sagen hatte, tat sich mit diesem Programm der Slumvermeidung etwas schwerer.

Beim Zahnarzt

Im Wartezimmer hing ein Foto, auf dem verschiedene zahnärztliche Folterinstrumente abgebildet waren und auf dem geschrieben stand: **HIGHLY STERILE DENTAL CLINIC We Use Only Highly Sterile Instruments...** Um vier Uhr hatte ich den ersten Termin in Irinjalakuda. Eine Vollprothese sollte viertausend Rupien kosten, das waren weniger als siebzig Euro. Der Zahnarzt war PM von einem einheimischen Freund empfohlen worden. Im winzigen Warteraum saß eine junge Dame im Sari und mit blitzender Zahnspange hinter dem Empfangspult und langweilte sich furchtbar, da sie nichts weiter zu tun hatte, als ab und zu von fertig behandelten Patienten eine Handvoll Rupienscheine entgegenzunehmen.

Soweit ich das beurteilen konnte, gab es im Behandlungszimmer alles, was ein Zahnarzt brauchte, um professionell arbeiten zu können. Was das Ambiente betraf, so sah man sich in eine Zahnarztpraxis Mitte der fünfziger Jahre in der nordhessischen Provinz zurückversetzt. Ich sagte dem Doktor, dass ich mit dem Preis einverstanden sei und er anfangen könne. Ein erster Abdruck wurde gemacht, und in etwa zehn Tagen sollte alles fertig sein. Bis dahin würden wir bestimmt den

Namen des Ortes, Irinjalakuda, zehn Kilometer südlich von Cherpu gelegen, aussprechen können.

Termiten schlüpfen

Den Abend verbrachten wir im Innenhof des Hauses, weil wir dort rauchen konnten und sogar, wenn die Wolken sich verzogen hätten, den Vollmond hätten sehen können. Allerdings brauchten die Wolken endlos, bis sie vorankamen, denn es wehte kein Lüftchen, und die Hitze floß wie Rübensirup über die Dachschrägen. Die Terrasse hatten wir verlassen, weil wir dort von einer Unmenge Viechern, die wir für fliegende Ameisen gehalten hatten, belästigt wurden. Es stellte sich heraus, dass es Termitenlarven waren, die heute aus ihren Erdlöchern geschlüpft waren und die Flügel, sobald sie eine Futterstelle in einem Stück Holz gefunden hatten, abwarfen, um sich ans Fressen zu machen. Wir schlossen alle Türen hinter uns, doch da die Fenster offen blieben, war das eigentlich witzlos. PM erklärte uns, dass er die unschuldigen Larven nicht töten könne; erst wenn er später irgendwo im alten Gebälk Spuren ihrer Freßgier entdeckte, würde er mit der chemischen Keule auf sie losgehen. Die Öllampe, die AM, ehe er ausging, für uns angezündet hatte, stank und blakte fettige Kokosschwaden in die Tropennacht. PM war nach Trichur gefahren, wir waren ganz allein im Haus. Der Schweiß lief in Strömen, Moskitos schwirrten um den Kopf, Hunde jaulten, Zikaden zirpten. Alle Moskitostiche, die ich gestern nicht gemerkt hatte, fingen heute Abend an zu jucken.

Architekturspaziergang

Obwohl man zu Fuß nicht länger als zehn Minuten brauchte, fuhr PM lieber mit dem Landrover nach Cherpu, weil beiderseits des kurzen, notdürftig asphaltierten Teils der zur Hauptstraße hinauf führenden Dorfstraße Leute herumlungerten, die er nicht mochte und die ihn nicht mochten. Sie standen der BJP nahe, einer rechten, fundamentalistisch-hinduistischen Gruppierung im Kongreß, die unter anderem mit ausländerfeindlichen Parolen auf Wählerfang ging. Auch wir wurden, wenn wir dort vorbeigingen, schweigend aus den Augenwinkeln heraus ignoriert. Während der kurzen Fahrt erklärte uns PM, warum man so wenig frische Tomaten oder überhaupt Salate aß. Die Möglichkeit, dass sie mit Kolibakterien verunreinigt waren, sei zu groß... Andererseits könne er sich das bei den Tomaten, die ich im City Center gekauft hatte, nicht vorstellen.

In Cherpu parkten wir am Rande eines staubigen Platzes, dessen Längsseite von einem verwitterten, grünlich grauen Plattenbau begrenzt wurde und über den leere Plastiktüten und Papierfetzen flatterten, die sich am Sockel des schäbigen Denkmals für Mahatma Ghandi sammelten. Ein paar Arbeitslose in verwaschenen Mundus dösten oder schliefen im Schatten alter Bäume und sahen mißtrauisch hinter uns her. Wir gingen bis zum Ende einer schmalen Bazarstraße, wo im Schatten einer von schwarzgrünen Flechten überwucherten Mauer magere Ziegen zwischen Mülltüten weideten und die windschiefen, niedrigen Hütten in ein Wohngebiet übergingen. Hier waren die modernen, oft ein- bis zweistöckigen, Monsunflecken ausschwitzenden Betonkonstruktionen von gnadenloser Häßlichkeit. Die alte Keralaarchitektur, meist über ausgedehnte Grundstücke verteilt, war dagegen mit ihren schlanken Säulen und karmesinroten Ziegeldächern von eleganter Schönheit und passte sich harmonisch der Umgebung an. Sie war ein organischer Bestandteil der Landschaft. Beide Formen standen oft unmittelbar nebeneinander. Daneben gab es noch die Neureichenarchitektur, Taj Mahals im Bonsaiformat mit nachgemachten Türmchen,

Säulchen und Giebelchen, die das Auge aber immer noch weniger beleidigten als die grauen Betonkolosse, deren offene Dachterrassen man nachträglich, als man feststellen musste, dass man in einem Land lebte, wo es ein halbes Jahr lang fast ununterbrochen regnete, mit Wellblechkonstruktionen überdacht hatte, was jetzt zwar den Regen abhielt, jedem Einfamilienhaus aber den Charme einer offenen Fabriklagerhalle verlieh.

Hindus und Christen lebten hier weitgehend friedlich Haus an Haus. In der Vorhalle eines im traditionellen Stil gebauten Hauses sahen wir einen geschnitzten, elefantenköpfigen Ganesh an der weißen Wand hängen, von der lindgrün getünchten Wand einer offenen Betonterrasse grüßte die verwaschene Reproduktion des Abendmahls von Leonardo da Vinci. PM erklärte uns, daß man an der Art, wie der Mundu gewickelt war, erkennen konnte, ob sein Träger Christ oder Hindu war. Der christliche Mann hatte den Eingriff rechts, beim Hindu war es umgekehrt...

Ich traute mich heute zum ersten Mal, Menschen zu fotografieren, wenn auch meistens nur diskret von hinten. Ich fotografierte Frauen in fröhlich bunten Saris, die, ein Kind auf der Hüfte, aus dem Hintereingang des Tempels kamen und die steile Straße hinuntergingen. Ein paar ausgemergelte, halbnackte Arbeitergestalten, die einen Weg schotterten, wagte ich nicht zu fotografieren, da sie uns mit offenen Mündern nicht aus den Augen ließen, während PM uns ausführlich die Architekturprinzipien eines ausgedehnten Anwesens erklärte, vor dessen verrammeltem Tor wir standen. Das Haus war im gleichen Stil gebaut wie Nalukkettu, war aber länger und breiter und hatte ein Stockwerk mehr.

Wir waren inzwischen mindestens seit einer Stunde in der prallen Sonne unterwegs, und unter der Schädeldecke begann es allmählich zu kochen, doch Schatten gab es kaum, und so etwas wie unbebaute Natur, wo das Auge sich von Architektur welcher Art auch immer, hätte ausruhen können, gab es ebensowenig. PM meinte, wir seien wahrscheinlich schon auf dem Gebiet des Nachbardorfs, doch genau wußte er das auch nicht. Bis auf ein nicht sehr großes, überflutetes Reisfeld, wo die Strommasten bis zur Hälfte im Wasser standen, war alles Land bebaut und bewohnt und sah mit dem immergrünen Gewoge von Palmen und Bananenstauden überall gleich aus. Auch eine Frau, die hier wohnte und die PM auf Malayalam nach dem Weg fragte, war nicht sicher, zu welchem Dorf die Gegend gehörte. (RR: Hier probiere ich mein erstes, gestern gelerntes, leicht zu merkendes Malayalam-Wort aus und sage zu der Frau: *Nanni - Danke*. Sie lacht und freut sich. Und das, obwohl PM versucht hatte uns klarzumachen, dass es so etwas wie den Begriff Danke im Hindualltag und in den Hindusprachen nicht gäbe...)

KB: Wir gingen also auf gut Glück weiter und gelangten zu einer größeren Tempelanlage, die PM als die des Nachbardorfs wiedererkannte, das einen sechssilbigen Namen hatte, den wir gar nicht erst versuchten uns zu merken. Etwa dreißig Meter vom Tempeleingang war in einer, den staubigen Weg säumenden, weißgetünchten Steinmauer eine schmale Pforte. Ein paar ausgetretene Stufen führten durch eine weitere, noch engere, Holzgerahmte Pforte auf eine schmale Plattform, von der breite Ghats hinunter ins milchiggrüne, heilige Wasser des von hohen Felswänden umgebenen, quadratisch angelegten Tempelteichs führten, in dem die Pilger, ehe sie die inneren Tempelbereiche betraten, ihre rituellen Waschungen vornahmen. Unter den vor dem Tempel mit Straßenarbeiten beschäftigten Männern erkannte PM einen, der kürzlich bei ihm auf dem Grundstück gearbeitet hatte, und erfuhr von ihm, dass wir als Nicht-Hindus bis zu der Plattform,

doch nicht weiter gehen durften... Auch der Hintereingang des Tempels, vor dem wir standen, blieb uns versperrt; also wankten wir, erschöpft nach einer Rikscha ausschauend, eine vom Monsun geschwärzte, schön gerundete Tempelmauer entlang zum Haupteingang, an dessen rechter Seite, die Tempelmauer hoch überragend, ein alter Banyantree in den üppigblauen Himmel wuchs. Vom Tempel führte eine breite, staubige Allee, rechts und links von niedrigen Einfamilienhäusern und verwehten Plastiktüten gesäumt, zur Hauptstraße des Ortes. Hier gab es zum Glück ein paar hohe Bäume, die etwas Schatten spendeten. Wir quetschten uns zu dritt in eine der hier in Massen herumstehenden, schwarzgelben Rikschas und ließen uns für zehn Rupien nach Nalukkettu knattern.

Unterwegs zum Arabischen Meer

Es waren ca. dreißig Kilometer bis zur Küste. Ich fotografierte wie ein Verrückter während der Fahrt aus dem Auto heraus. Am Straßenrand sahen wir Frauen im Sari, Männer im Mundu. Vor, hinter und neben uns Rikschas, Busse, Lastwagen, Motorräder und viele Fahrräder. Mit einer Bambusstange über der Schulter, an deren beiden Enden ein Korb mit Fischen hing, rannten Fischverkäufer im Eilschritt von Haus zu Haus, um ihre leicht verderbliche Ware an den Mann oder die Frau zu bringen. Zwei Männer mühten sich ab, einen langen, zweirädrigen Karren, der mit Lateritsteinen beladen war, über die Straße zu schieben. Über allem eine schmierige, feuchte Hitze, die den Arsch am Sitz festkleben ließ. Von einer Brücke aus sahen wir einen pinkfarbenen Tempel, idyllisch am Ufer eines Flusses gelegen, in dem heilige Fische schwammen, die von den Pilgern gefüttert wurden. In kleineren Ortschaften hingen an jedem zweiten Mast rote Fahnen mit Hammer und Sichel. Je mehr wir uns der Küste näherten, desto häufiger tauchten zwischen den Palmen die schlanken Minarette von Moscheen auf. Die Fischer waren überwiegend Moslems. Über den Palmwipfeln schepperte die Lautsprecherstimme des Muezzin. Die Männer trugen ein rundes Käppi auf dem Kopf und viele Frauen Kopftücher.

Auch auf diesen dreißig Kilometern zwischen Cherpu und der Küste gab es, abgesehen von ein oder zwei Reisfeldern, keine Natur. Das Landschaftsbild war geprägt von ein- bis zweistöckigen Gebäuden aus schwärzlich verfärbtem Beton, in deren Erdgeschoß sich kleine Läden befanden, die alle mit grellbunten Schildern auf sich aufmerksam machten. Dazwischen das staubige Grün der Kokospalmen und manchmal Gebäude im traditionellen Stil, oft mit unverputzten Backsteinmauern und braunroten Ziegeldächern. Viele sahen auffällig aus. Wo sich die Häuser und Hütten verdichteten, konnte man von einem größeren Ort sprechen, in dem es von Menschen wimmelte.

In den Palmenhainen, die sich zwischen der Küstenstraße und dem Strand hinzogen, sahen wir ärmliche Hütten aus Palmblättern, aber auch klotzige Säulchen- und Giebelarchitektur, die sich keralische Moslems, die in den Golfstaaten gearbeitet und dort Geld gemacht hatten, bauen ließen, um zu zeigen, dass sie's zu was gebracht hatten. Einzelne brachliegende Grundstücke dienten als Müllkippen. Auf der schmalen Straße tappte vor uns mit unsicheren Schritten ein Betrunkener, den PM sehr vorsichtig überholte. Ihm war vor Jahren so ein armes Schwein direkt ins Auto gelaufen. PM war offensichtlich unschuldig gewesen, doch bei der keralischen Polizei galt der Grundsatz, wer Geld hat, und für hiesige Verhältnisse war PM reich, ist schuldig und muss zahlen. Da es Versicherungen so gut wie nicht gab, musste der, der Geld hatte, die durch den Unfall entstandenen Kosten tragen. Solange man als Sozialromantiker nicht selbst betroffen war, hörte sich das nicht schlecht an...

Am Strand des Arabischen Meers

Bis auf ein paar Fischer, die mit Reparaturarbeiten an ihren Booten beschäftigt waren, war der Strand in beide Richtungen menschenleer. Kilometerweit wogte der grüne Landhorizont aus Kokospalmen, bis er sich mit dem des Meeres zu einer vagen Linie vereinte. Das Meer dümpelte träge auf den Sand, über den Scharen kleiner Sandkrebse huschten. Es war eine verschwitzte Südseeidylle. Trotz der leichten Brise war die Luft fettig und schwül. Selbst das Meer schien nichts als brackige Schwaden auszudünsten. Strand und Meer machten einen einigermaßen sauberen Eindruck, doch PM erzählte, wenn man am frühen Morgen hierher komme, könne es passieren, dass man die Bewohner der Hütten, die versteckt in den Palmenhainen standen, aufgereiht entlang der Strandlinie im flachen Wasser hocken sah, wo sie ihren Darm entleerten. Er würde hier nicht baden gehen. Das hatten auch wir nicht vor.

Wir spazierten einige tausend Meter den Strand entlang, vorbei an Kolonien hochbeiniger, grauweißer Vögel, die aufgeregt über den Sand trippelten, wenn wir uns näherten. Es hätten Möwen sein können, doch sie sahen eher aus wie überproportionierte nordhessische Bachstelzen, die eine Laune der Evolution an das Ufer des Indischen Ozeans verschlagen hatte. Irgendwann kamen wir an einen Priel, der ein Weitergehen wenn auch nicht unmöglich machte, so doch nicht ratsam erscheinen ließ. Die Strömung sagte uns zwar, dass das Wasser gerade ablief, doch wir hatten keine Lust, später vielleicht schwimmend da durch zu müssen. Also schauten wir den beiden Fischern am anderen Ufer zu, die, wo der Priel sich gegen den Palmenhorizont hin zu einer kleinen Lagune ausweitete, aus ihrem Boot weiße und orangefarbene Netze ausluden und diese zu entwirren suchten. Sie waren so beschäftigt mit sich und ihrer Arbeit, dass wir sie, ohne dass sie es bemerkten, fotografieren konnten.

Auf dem ganzen Weg sahen wir nur ein einziges, nicht sehr großes Areal in einem Palmenhain, das touristisch erschlossen war. PM sagte, dies sei das Ayurveda-Resort des Keralis, den wir von seinem winzigen, auf Backwassertouren spezialisierten Reisebüro in Frankfurt her kannten. Über das Gelände verstreut standen flache Bungalows, zwischen Palmen waren Hängematten gespannt. Direkt am Strand gab es einfache, nach allen Seiten hin offene, mit Palmbllättern gedeckte Hütten, die Schutz vor der Sonne boten. Eine Frau mittleren Alters lag in einem Bambusliegestuhl und schaute aufs Meer. Unter einem anderen Schutzdach lag ein Pärchen um die Zwanzig und las. Hinter jeder Hütte stand ein Mülleimer. Ich machte gerade ein paar Aufnahmen von dem Gelände, als ein junger Mann, mitteleuropäisch gekleidet, doch von dunkler Hautfarbe auf uns zukam und uns ansprach. Er wollte wissen, ob wir hier im Resort wohnten. Da ich dachte, dass er zur Security, die sich am Rande des Areals in einem kleinen Verschlag langweilte, gehörte und mir das Fotografieren verbieten wollte, man wußte ja nie, in welchem Fettnäpfchen man gerade rumtrampelte, sagte ich, *No, but we know the boss in Frankfurt...* Das beeindruckte ihn wenig, er wollte nur Antwort auf die zwei indischen Standardfragen *Where from?, What's your name?* Mit Klaus konnte er wenig anfangen, doch als ich ihn fragte, *You know Santa Claus?*, lachte er und die Sache war erledigt. Höflichkeitshalber fragte ich nach seinem Namen, von dem ich wußte, dass ich ihn nicht verstehen würde. In einem harten, gutturalen Malayalam-Englisch, an das wir uns immer noch nicht gewöhnt hatten, erzählte er, dass er in einem nahegelegenen Küstenort Englischstunden gebe. Nachdem wir durch höfliche Körpersprache zu

verstehen gegeben hatten, dass wir nur mäßiges Interesse an einer Fortsetzung der Konversation hatten, schlenderte er zögernd von dannen, und PM klärte uns auf, dass jeder einigermaßen gebildete Kerali Kontakte zu Europäern suchte, in der Hoffnung, dadurch vielleicht mal nach Europa zu kommen. In das Ayurveda-Resort kämen viele Deutsche, daher lungerten immer ein paar Einheimische hier herum und versuchten Connections herzustellen. Damit sie nicht zu aufdringlich wurden, gab es die Security. Er war an diesem Strand schon von minderjährigen Mädchen angemacht worden, die für ein paar Rupien bereit waren, die Beine breit zu machen.

Bilder und Widersprüche

Das Thermometer sank nachts kaum unter 28 Grad. Die jaulenden Hunde hatten um elf Uhr endlich Ruhe gegeben. Mein Kopf war voll von Bildern. Bildern von Menschen, schönen Menschen, Bildern von Unrat, Verfall, von aussätzigen Tempelmauern, Bildern von so vielen Leben, die den Atem rauben möchten. Der Zigarettenverkäufer in Cherpu war heute in helle Aufregung geraten, als er begriffen hatte, dass ich anstatt zwei einzelner Zigaretten, wie es hier üblich ist, zwei ganze Päckchen à zehn Stück kaufen wollte. Die Frau mußte sie erst aus einem Hinterzimmer, dem ‚Lager‘ herbeischaffen.

Nachmittags hatten wir auf dem Rückweg zum Auto in einem Palmenwäldchen Fischerhütten aus grauen Palmblättern und im Hintergrund die Türme einer Moschee gesehen. Mitten auf dem Strand ein dampfender Haufen Scheiße, der eindeutig menschlichen Ursprungs war. Der Sonnenuntergang von dezenter Schönheit. Das Unwetter, das wir am südöstlichen Himmel heraufziehen sahen, brachte zehn Tropfen Regen. Zwei Männer in Mundus spielten im flachen Wasser mit einem Ball, ein dritter schaute zu, ein paar Meter entfernt stand ein etwa vierjähriges Mädchen und schaute auch zu. Es steckte in einem weißen Kleidchen mit Spitzen und Volants. Herausgeputzt wie eine Prinzessin, wagte es kaum sich zu bewegen. Statt in Sand und Wellen zu toben, stand es traurig herum und langweilte sich. Dazu war mir ein Gedicht aus Tagore's Gitanjali eingefallen:

Ein Kind in fürstlichen Gewändern, um seinen Hals Juwelenketten,

Kennt keine Freude mehr an seinem Spiel.

Das Festgewand beengt es Schritt für Schritt.

Aus Furcht, es zu zerreißen, zu beschmutzen,

Hält es sich vor der Welt zurück,

Hat Angst sogar, sich zu bewegen.

Mutter, die Gefangenschaft gepflegten Daseins

Ist kein Gewinn, wenn sie ein junges Menschenkind

Vom Staub der Erde, vom gesunden Staube, fernhält

Und ihm das Eintrittsrecht zum großen Jahrmarkt

Einfachen Menschenlebens raubt.

Schwarze Augen

Was Himmelsrichtungen und damit die allgemeine Orientierung betraf, so hatten wir hier ziemliche Schwierigkeiten damit. Da wir keine Karte besaßen und von PM immer geführt wurden, wußten wir selten, wo wir uns befanden. An einem anderen Ort der Welt hätte ich das wahrscheinlich nicht hingenommen, doch bei dieser Tropenhitze und da wir die Namen der Orte eh erst nach einer Woche Üben aussprechen konnten, war es uns irgendwann egal. Der Strand, zu dem wir heute fahren, lag also entweder südlich oder nördlich von dem, den wir gestern besucht hatten.

Mit einsetzendem Wiedererkennungseffekt wurde das Straßenbild immer vertrauter und das Exotische immer alltäglicher. Unterwegs am Straßenrand eine Gruppe College-Studentinnen, die in hellbraune Saris gekleidet waren und fast alle schwarze Regenschirme gegen die Sonne aufgespannt hatten. Ein Bild von kindlicher Anmut. Die Schönheit der Frauen und Kinder war herzergreifend. In den ausgedehnten Palmenhainen zwischen Meer und Straße sahen wir am Fuße der Palmen kreisförmig um den Stamm Muscheln und kleine Fische gehäufelt, die als Dünger dienten. Am Strand lagen etliche Fischerboote, die teilweise aussahen, als führen sie schon seit Tausenden von Jahren aufs Meer hinaus. Die Fugen zwischen den Planken waren mit dicken, geölten Tauen aus Kokosfaser abgedichtet, die zusätzlich mit leuchtendblauem Bast x-förmig umwickelt waren, was ein sehr dekoratives Muster ergab. Da wo der Strand anfang, gab es einen überdachten Platz, wo man, wenn die Boote gelandet waren, körbewise die Fische ablieferte. Die Boote waren heute entweder noch draußen, oder die Auktion war schon zu Ende. Wir sahen nur noch zwei Frauen, die ausladende Körbe auf dem Kopf trugen, auf dem sie sich mit einem weißen Tuch ein Nest gebaut hatten. Sie hatten dabei einen Gang, um den sie jedes Prêt-à-Porter-Model in Europa beneidet hätte.

Da am südlichen Horizont wieder gelbgraue Monsunwolken aufzogen, wagten wir uns nicht zu weit vom Auto weg. An der Flutlinie war der Strand mit abertausenden winziger Fische bedeckt, die riesige, lärmende Krähenschwärme anlockten, welche in schwarzen, kreischenden Wolken über den Sand jagten. Vor dem dunkelnden Meerhorizont spielten ein paar Jungen in bunten Mundus Cricket und ließen sich, da sie sich selbstbewußt als Teil des öffentlichen Raums fühlten, auch durch unser Fotografieren nicht stören.

Später standen wir vor dem verschlossenen Holzgatter eines Grundstücks, und betrachteten neugierig eine Baustelle, wo offensichtlich ein neues Touristenresort entstand. Eine wunderschöne junge Frau im Sari, die schon die ganze Zeit schüchterne Versuche gemacht hatte, mit uns in Kontakt zu kommen, indem sie uns anlächelte und aus glänzenden schwarzen Augen verstohlene Blicke zuwarf, benutzte diesen Moment, um sich zu nähern und fragte mit den Händen, denn sie konnte kein Englisch, ob sie das Gatter öffnen solle. Eigentlich wollten wir gar nicht, aber ehe wir uns versahen, stand es offen, und wir mußten, durch eine einladende Geste aufgefordert, das Grundstück betreten. Ein Mann kam näher und erklärte ungefragt in holprigem Malayalam-Englisch technische und architektonische Details und Besonderheiten des Baus, so als hätten wir die Absicht, das Ganze zu kaufen...

Beef Masala

PM hatte den Landrover auf den Parkplatz eines auf den ersten Blick als Touristenghetto erkenntlichen Anwesens gefahren. Es war durch eine hohe Mauer von der Welt der Normalsterblichen getrennt und machte auf mich einen gar nicht einladenden Eindruck. Ein Parkwächter in der Uniform eines Operettengenerals salutierte beflissen und versuchte den Eindruck zu erwecken, als ob er uns auf dem völlig leeren Gelände einen besonders privilegierten Platz zuwies. Das Innere des Restaurants war wartesaalgroß und leer, nur ein paar mit schwarzen Hosen, weißen Hemden und schwarzen Fliegen aufgetakelte Kellner, die sich ein Essen in diesem Restaurant selbst niemals hätten leisten können, lungerten im Hintergrund. Die Einrichtung war mit ein bißchen Folklore aufgepeppt und roch nach Nepp. Interessant waren lediglich ein Hängebett und eine Wiege aus poliertem schwarzen

Holz, die im Vorraum an Messingseilen von der Decke hingen. Mir war unbehaglich zumute, denn dieser Schuppen entsprach in keiner Hinsicht PM's Kriterien für ein Restaurant, in dem man ohne Risiko essen konnte. Ich erinnerte ihn daran, was er uns gepredigt hatte, doch er meinte lapidar, im Nebenraum wäre die Bar, dort säßen ‚bestimmt‘ genug Männer, die ‚bestimmt‘ auch etwas zu essen bestellten... Zusätzlich beschwor er den Kellner, dass das Essen doch ‚bestimmt‘ frisch zubereitet werde, und der sagte natürlich, das werde es ‚certainly‘. Wir bestellten Beef Masala, Chicken Masala, und Fish Fingers. Dazu Chapatties und Wasser. Es war das übliche matschige Zeug, das man gut mit den Fingern essen konnte, doch es schmeckte köstlich, da es anders gewürzt war, als das, was Amenie jeden Tag auf den Tisch brachte. Als Nachspeise gab es sehr guten Kaffee.

Delhi-Belly

Ich hatte noch Zeit gehabt, dem Operettengeneral, der das Auto bewacht hatte, fünf Rupien Bakschisch durchs Fenster zu reichen, dann wurde mir übel. Als wir in Nalukkettu ankamen, hatte ich Dünnschiss. Ich war mir sicher, dass es weniger am Essen lag, denn an der geballten Macht der Widersprüche, die rein zufällig in dem Touristenrestaurant ihren Kulminationspunkt gefunden hatten. Stellvertretend für den Kopf, rebellierte der Dickdarm gegen alles, was der Kopf nicht verdauen konnte. (RR: Die Hotel-Restaurant-Anlage machte auf mich einen sehr sauberen Eindruck und PM erwähnte noch, dass er bereits mit anderen europäischen Besuchern dort gegessen hätte. Und da es in Nalukkettu kein Fleisch gab, war ich über eine solche Abwechslung sehr dankbar. Wir hatten alle von den drei bestellten Gerichten gegessen, und PM und ich hatten keinerlei Beschwerden.)

KB: Aß heute nur Brot und etwas Käse. AM brachte eine frisch geköpfte Kokosnuß, das Wasser sollte gut sein gegen Durchfall. Schicksalsergeben schluckte ich das Zeug runter. Ameni würde zum Abendessen Kanni, eine Reissuppe für mich kochen. Was in Europa Haferschleim war, das war hier Kanni, gekochter Reis, bei dem das Kochwasser nicht weggeschüttet wurde. Absolut geschmacksneutral, zumindest schmeckte es nicht nach Coconut, und sehr nahrhaft. Die Arbeiter auf dem Grundstück bekamen es jeden Vormittag zum Frühstück. Zum Nachtisch gab's einen Apfel. Für **mich**. Ob die Arbeiter jemals in ihrem Leben einen Apfel gegessen hatten, wußte ich nicht.

Eine Wette

Da ich immer noch heftigen Durchfall hatte, schluckte ich zwei Imodium-Kapseln. Nach dem Frühstück wankten wir durch die Hitze, RR heute mit schwarzem Schirm gegen die Sonne, nach Cherpu hoch bis zum Tempel. Auf diesem Weg machten wir eine interessante Beobachtung: Wir konnten aus dem Gesicht und dem Gang eines uns Entgegenkommenden ziemlich sicher schließen, ob er sich, wenn er an uns vorbei war, umdrehen und hinter uns herglotzen würde oder nicht. Wir machten ein paar Versuche, und es haute hin. Wir könnten Wetten abschließen!

Nach einer halben Stunde hatten wir von Hitze, Staub und Lärm genug und nahmen eine Rikscha zurück nach Nalukkettu, wo wir uns auf die kleine Terrasse setzten, da auf der großen Frontterrasse die Bauarbeiten in vollem Gange waren. Das Thermometer zeigte einunddreißig Grad. AM hatte Anweisung gegeben, dass ich jeden Tag eine Kokosnuß essen müsse, deshalb stand, kaum hatten wir uns erschöpft in den Korbsesseln niedergelassen, Balun, das Faktotum für die gröbere

Gartenarbeit, vor uns und köpfte mit seiner Machete vor unseren Augen so ein haariges, braungrünes Ei. Ich schluckte gehorsam die klare Flüssigkeit, doch das Fruchtfleisch zu essen, weigerte ich mich. Ameni empfahl als Hausmittel gegen Durchfall: *Black tea with lemon, no sugar...* Zum Lunch gab es für mich Rasam, in die ich ein paar Löffel Reis reinschaufelte. Als ich mir eine üppige Dosis Tamarindenpaste, die heute auf dem Tisch stand und fein säuerlich gesund schmeckte, in die Suppe tun wollte, warnte Alok *Don't take too much, you get thinshit from it...* Mahlzeit!

Missverständnisse und Widersprüche

Was uns bei Gesprächen mit den Einheimischen irritierte, war, dass ein Kopfschütteln JA bedeutete, was zu Mißverständnissen führen konnte, da der Kopf eine gewisse Zeit brauchte, um die ungewohnte Körpersprache adäquat zu übersetzen. Außerdem wurde uns allmählich klar, dass der Reiz des Neuen vorbei war. Was vor einer Woche noch exotisch war, heute war es nur noch eine Mischung aus schlechter Luft, Lärm, Staub, feuchter Hitze und nicht vorhandener Landschaft, in der überall Menschen standen oder herumgingen. Das Auge fand keinen Punkt, wo es sich ausruhen konnte, nichts lud zum Verweilen ein.

Während ich hier Probleme mit vier warmen Mahlzeiten am Tag hatte, verhungerten im nahen Tamil Nadu jeden Tag Hunderte von Menschen, über siebentausend täglich sollten es auf dem Subkontinent sein. Diesen ganzen Karma-Bullshit hatte ich noch nicht so verinnerlicht wie PM, der erzählte, er könne seelenruhig am Tisch sitzen und essen, während jemand neben ihm verhungerte. So weit war ich noch nicht. Die Widersprüche dieses Landes machten mich krank. Ich fühlte mich ihnen ausgeliefert. Selbst im privaten Bereich waren sie allgegenwärtig. Es gab keine Rückzugsmöglichkeit. Während ich vergebens mit dem Kopf gegen sie anrannte, rebellierte der Bauch.

Das blaue Riesen-Streifenhörnchen

RR: Die Luftfeuchtigkeit war so hoch, dass man immer ein Tuch zum Schweiß abwischen zur Hand haben musste. Wir saßen auf der kleinen Terrasse, bewegten uns so wenig wie möglich und sahen den Vögeln zu, die ungeniert um uns herumhüpften. Einige erinnerten an kleine Wiedehopfe, entweder mit einem roten Kopf oder mit rotem Schwanz. Ein Vogel hatte eine leuchtend gelbe Unterseite, die obere Hälfte war pechschwarz. PM gesellte sich zu uns und erzählte die Geschichte von dem blauen Riesen-Streifenhörnchen, das normalerweise im Dschungel lebt. Ein Bekannter hatte Frau und Kindern eine Freude machen wollen und sich ein Tier fangen lassen. Da die Frau völlig hysterisch reagierte, hatten PM und Alok es in ihre Obhut genommen. Es bekam einen eigenen Raum im Haus, der mit Bambus-Ästen ausgestattet war und wurde allmählich zutraulicher. Irgendwann wurde es auf dem Grundstück frei gelassen und bewegte sich anfangs auch nur innerhalb der Mauern. Als das blaue Tier eines Tages außerhalb des Grundstücks auf einem Baum saß, bewarfen die Kinder es mit Steinen. PM sagte ihnen, es sei wie alle Tiere heilig und sie sollten es in Ruhe lassen und sich einfach daran erfreuen. Doch je weiter es sich vom Haus entfernte, desto mehr wurde es gejagt, schließlich gefangen - und aufgefressen. PM hörte sich um und ließ in der Nachbarschaft verbreiten, dass die Täter zu ihm kommen sollten. Es kamen tatsächlich drei Männer, die er fragte, warum sie in dem Tier nicht die Gottheit gesehen hätten. Sie waren ziemlich zerknirscht, da sie gläubige Hindus waren und sagten, wenn sie gewusst hätten,

dass es dem Saipu (Sahib) gehörte, hätten sie es natürlich nicht getötet und gegessen...

Kathakali in Trichur

KB: PM war Mitglied in mindestens einem Dutzend Vereinen, die sich der Pflege der keralischen Hochkultur widmeten, war zu allen Veranstaltungen eingeladen und durfte Gäste mitbringen. Heute Abend fand in Trichur eine Kathakali-Veranstaltung statt. Kathakali (wörtlich: Darstellung einer Geschichte) hat sich im 17. Jahrhundert aus dem viel älteren Kutiyattam, von dem wir schon einen Eindruck erhalten hatten, zu einer eigenständigen, klassischen rituellen Tanzform entwickelt. Die Tänzer, deren Ausbildung im Alter von acht Jahren beginnt und über zehn Jahre dauert, haben kunstvoll gearbeitete, weite, steifleinene Reifröcke an, die farbenprächtig verziert sind, hinten nur knapp bis zur Kniekehle reichen und in der Taille gebunden werden; sie tragen einen hohen, an einen christlichen Heiligenschein erinnernden Kopfschmuck und an einer Hand manchmal lange Silberfingernägel, die ein noch ausdrucksvolleres Spiel der Hände ermöglichen. Das Make-up ist aufwendig, und das Schminken kann Stunden dauern. Jede Farbe oder Farbkombination im Gesicht ist bestimmten Charakteren zugeschrieben. Alle, auch die weiblichen Rollen werden von Männern getanzt.

Es wurde heftig mit den Augen gerollt, die Augenbrauen hoben sich bedeutungsvoll, jede Bewegung der Hände und Füße drückte emotionale Tiefen aus, die dem Uneingeweihten verborgen bleiben. Die Bühne wurde hauptsächlich von dem fettig blakenden Licht einer großen Messingöllampe beleuchtet. Rechts im Hintergrund zwei Männer, die unterschiedlich große Becken aus Messing schlugen und manchmal in einer Art Sprechgesang die Geschichte, die gerade getanzt wurde, erzählten. Links zwei Trommler, einer schlug mit schmalen gebogenen Hölzern die aufrechte Chenda, der andere mit beiden Händen, auf deren mittleren Fingern Holzkappen saßen, die Maddalam, eine waagrecht um die Hüfte gebundene Faßtrommel. Alle waren barfuß, mit nacktem Oberkörper, und trugen lange weiße Mundus mit roten Borten. Die Trommler, die das Publikum beim Frankfurter Jazzfestival in einen Taumel der Begeisterung versetzt hätten, beobachteten die Darsteller mit einem konzentrierten und gleichzeitig entrückten Gesichtsausdruck, um jede Geste des Tanzes mit äußerst komplizierten Rhythmen zu unterlegen.

Ohne diese Trommler wäre die Geschichte, die PM uns zum Glück vorher erzählt hatte, ziemlich schnell langweilig geworden. Da gab es einen König, eine schöne Königstochter, einen Schwan, einen Garten, heimliche, unerfüllte Liebe usw.; alles was zu einem Märchen gehörte, war vorhanden. Vor allem die letzte, eher tragische Szene, zog sich in die Länge und bekam durch einen der drei Männer, die die Frauenrollen tanzen mußten, eine unfreiwillig komische Note, denn der war mit seiner stämmigen Figur und dem breiten Mondgesicht, in dem es ständig verzweifelt grimmassierte und grinste, der Rolle der schönen Königstochter sichtlich nicht gewachsen. Die Rolle von Charley's Tante hätte besser zu ihm gepaßt. Nach dreieinhalb Stunden ohne Pause war die Aufführung zu Ende. Und dabei war nur ein Bruchteil der Szenen gezeigt worden, die zu der Geschichte gehörten. Doch das war egal, alle hier Anwesenden, außer uns, wußten, wie die Geschichte weiterging.

Es wurden hauptsächlich Geschichten aus den drei großen indischen Epen Mahabharata, Ramayana und Bhagavata tänzerisch umgesetzt, Geschichten, mit denen jeder Inder von Kindesbeinen an aufwuchs, und die etwa mit unseren

Märchen vergleichbar waren. Arundhati Roy schreibt in ihrem Roman ‚Der Gott der kleinen Dinge‘, der in Kerala spielt, über die Geschichten des Kathakali, dass *der Kathakali vor langer Zeit entdeckt hatte, dass das Geheimnis der großen Geschichten darin liegt, dass sie kein Geheimnis haben. Die großen Geschichten sind die, die man gehört hat und wieder hören will. Die man überall betreten und bequem bewohnen kann. Sie führen einen nicht mit Nervenkitzel und einem unerwarteten Ende hinters Licht. Sie überraschen nicht mit Unvorhergesehenem. Sie sind einem so vertraut wie das Haus, in dem man lebt. Oder wie der Geruch der Haut des Geliebten. Man weiß, wie sie enden, aber man hört zu, als würde man es nicht wissen. So wie man, obwohl man weiß, dass man eines Tages sterben wird, lebt, als wüßte man es nicht. Man weiß, wer in den großen Geschichten leben, wer sterben, wer die Liebe finden und wer sie nicht finden wird. Und doch will man es immer wieder wissen. Darin liegt ihr Geheimnis und ihr Zauber.*

Dieser geheimnisvolle Zauber des Wiedererkennens einer alten Geschichte leuchtete auf fast allen Gesichtern um uns herum. Die Halle, in der man in Europa höchstens Kisten gelagert hätte, gehörte zwar zu einem kleineren Tempel, wurde aber für alle Arten Veranstaltungen genutzt und war heute abend gut besucht. Wir saßen auf weißen Gartenstühlen in der zweiten Reihe, wo wir alles sehr gut sehen und fotografieren konnten. Das Alter der Zuschauer, durchweg sehr kultivierte Erscheinungen mit guten Gesichtern, lag zwischen fünf und fünfundsiebzig. Vor mir in der ersten Reihe saß ein ca. achtjähriges Mädchen, das die dreieinhalb Stunden ohne äußere Zeichen von Langeweile oder Unruhe durchstand. Zum Schluß drehten die Trommler, die keinerlei Ermüdungserscheinungen zeigten, noch einmal voll auf, und mein Brustbein vibrierte in fast schmerzhaftem Stakkato dem Finale entgegen. Bei uns hätte der Abend, schon um die eigene Spannung abzuleiten, mit einem Beifallssturm geendet, doch hier erhob man sich still von seinen Sitzen und ging nach Hause. PM erklärte uns, das sei ein Wesensmerkmal der Hinduerziehung. Die Tänzer und Trommler erwarteten keinen Beifall, sie tanzten und trommelten allein zu Ehren der Götter...

Regen und das Leben im Öffentlichen Raum

Es war gegen elf Uhr abends, und es hatte geregnet. Es waren kaum noch Autos unterwegs. In den düsteren, schlecht beleuchteten, vor Hitze und Nässe dampfenden Straßen sahen wir nur wenige Menschen, und wenn überhaupt, dann waren es Männer. Ein halbnackter Mensch mit unwickeltem Kopf schaufelte mit bloßen Händen Müll auf eine zweirädrige, schon hochbeladene Karre. Da es eine städtisch organisierte Müllabfuhr nicht gab, versuchten die Angehörigen der untersten Kaste, fast immer sehr dunkelhäutige, schwächliche Menschen, durch das Aufsammeln von Müll ein bißchen Geld zu verdienen. Wer sie dafür bezahlte, oder wer die Abnehmer waren, wußte auch PM nicht genau. Hier und da sahen wir unter den überdachten Ladenfronten ein Menschenbündel liegen und schlafen, laut PM Obdachlose aus Tamil Nadu. Von Frankfurt her waren wir Schlimmeres gewöhnt.

PM erzählte, wenn ab elf Uhr abends ein paar Leute auf der Straße zusammenstanden und sich unterhielten, wurden sie von der Polizei aufgefordert auseinanderzugehen. Oberste Bürgerpflicht war es, immer in Bewegung zu bleiben. Eine Kultur des Lebens im öffentlichen Raum, wie man sie aus Ländern mit ähnlichen klimatischen Bedingungen kannte, konnte so nicht entstehen. In Europa ginge man nach einem solchen kulturellen Ereignis, wie wir es gerade erlebt hatten, noch irgendwo hin, um etwas zu trinken und den Abend entspannt ausklingen zu

lassen, doch hier gab es kein Straßencafé oder ähnliches, wo man in der lauen Nacht hätte sitzen können. Es gab Räume, und die waren meist sakraler oder halbsakraler Art, wo Kultur auf höchstem Niveau stattfand, doch keine Plätze im öffentlichen Raum, wo man sie in Ruhe hätte verarbeiten können. Männer konnten in eine der ghettoisierten Bars gehen und sich im Akkord zuschütten. Das war alles.

Nebenverdienst

Es regnete immer noch leicht, als wir die Landstraße erreichten. Der Drizzle hatte auf der Fahrbahn einen gefährlichen Schmierfilm gebildet. Doch die Busse, die kaum ein Reifenprofil hatten, bretterten halbsakraler Art, wo Kultur auf höchstem Niveau stattfand, doch keine Plätze im öffentlichen Raum, wo man sie in Ruhe hätte verarbeiten können. Männer konnten in eine der ghettoisierten Bars gehen und sich im Akkord zuschütten. Das war alles.

Dusche im Freien

Nach dem Lunch in Trichur, wo gegenüber dem Restaurant, schlafend oder tot, ein in graue Lumpen gehüllter Mensch gelegen hatte, fuhren wir in einem Außenbezirk herum, wo ein Villenviertel für die Neureichen im Entstehen war. Zwischen teils noch brachliegenden Grundstücken und halbfertigen Häusern, deren Mauern schon vom Monsun geschwärzt waren, standen hie und da noch niedrige Palmblatthütten, vor denen sich am Straßenrand das pralle häusliche Leben abspielte. Als wir langsam um eine Ecke bogen, stand ein von Kopf bis Fuß eingeseifter etwa fünfjähriger Junge vorm Auto und lachte uns fröhlich an, während die Mutter ihn etwas verlegen, doch auch lächelnd zurück zum Straßenrand zog, wo sie ihn vor dem Eingang der Hütte, die dort im Schatten einiger Palmen stand, mit einem Eimer voll Wasser abduchte. Wir nahmen's als Lokalkolorit und winkten und lachten zurück, obwohl uns nicht unbedingt danach zumute war.

Sari-Kauf

In der Firma ‚Cocoon‘, die laut AM hochwertige Saris verkaufte, waren wir die einzigen Kunden und wurden erwartungsvoll von knapp zehn weiblichen Angestellten empfangen, die vor mit bunten Stoffen gefüllten Regalen standen und auf unseren leisesten Wunsch hin bereit waren, diese leerzuräumen, um jene vor uns ausbreiten zu können. Kronleuchter an der mit Stuckornamenten verzierten Decke verbreiteten ein verkaufsförderndes Licht. Die jungen Verkäuferinnen, die natürlich die schönsten bunten Saris (aus Baumwolle!) trugen und mehr oder weniger mit Gold behangen waren, bewegten sich mit großer Anmut und hatten fast alle unregelmäßig im Mund herumstehende Zähne, die dringend einer Zahnspange bedurft hätten, doch mit dem, was sie hier verdienten, konnten sie sich diesen Luxus bestimmt nicht leisten. Wir erstanden einen Seidensari, bestehend aus einer breiten, langen Stoffbahn, dem Material für eine Bluse sowie einem farblich dazu passenden Unterrock aus Baumwolle (das Ganze für dreiunddreißig Euro) und stellten, als wir schon im Auto saßen, fest, dass auf der Computerrechnung für die Bluse ‚Synthetic‘ stand. PM ging noch mal rein, und man sagte ihm, das sei nur ein Eingabefehler, man könne aber

eine neue Rechnung schreiben. Worauf wir verzichteten, denn das hätte nochmal einiges an Schreiberei und Stemperei bedeutet.

Monsun und Spinneneier und die Sprache der Geckos

Es hatte wieder angefangen zu regnen, Monsunwasser stürzte vom Himmel und hatte an manchen Stellen die Landstraße in einen kleinen See verwandelt. Der unbefestigte Weg, der nach Nalukkettu hinabführte, war total überschwemmt, auch im Haus drohte das Auffangbecken im Innenhof überzulaufen, da der Abfluß verstopft war. PM mußte also ins Wasser und saubermachen. Das war Chefsache. Außerdem war sowieso kein Personal da. Wenn Balun dagewesen wäre, hätte er das wahrscheinlich machen müssen. Seit gestern lief der übrigens, wie viele andere auch, in einem schwarzen Mundu herum, rasierte sich nicht mehr, durfte bestimmte Sachen nicht mehr essen, keinen Sex haben usw., da er am 15. November, wenn die Pilgersaison begann, auf Pilgerreise gehen würde. Die ganze Nacht über hörten wir den Regen herabrauschen.

RR: Vor dem Massageraum entdeckte ich eine weiße runde Tablette von ca. eineinhalb Zentimetern Durchmesser. Ich nehme an, dass es sich um ein Mittel gegen die überall vorhandenen Ameisen o.ä. handelt und beachte das Ding nicht weiter. Als AM es sieht, hebt er es auf, und wir erfahren, dass es ein Spinnenei ist. In solch einem Ei, das die Mutter unter dem Bauch trägt, sind ca. hundert bis hundertfünfzig kleine Spinnen. Wenn die Jungen schlüpfen, fangen sie an, ihre Mutter nach und nach bei lebendigem Leibe aufzufressen. Als KB nachfragt, wie groß denn wohl diese Spinne sei und fragend eine Faust macht, grinst AM und nickt. Dann trägt er das Ei vorsichtig in einen unbewohnten Raum und legt es auf den Boden.

In unseren Räumlichkeiten und vor allem im Bad hörte ich hauptsächlich nachts immer wieder eine Art schadenfrohes Keckern und erkundige mich, was das zu bedeuten hat. Ich erfahre, dass es die Sprache der niedlichen Geckos ist, von denen etliche Familien das Haus bevölkern.

Trichur - Silk & Cotton

KB: Inmitten von Staub und Dreck der Palace Road stand der Luxusladen von Kalyan Silk, der äußerlich an ein Parkhaus erinnerte und in dem offensichtlich nur gut betuchte Inder einkaufen konnten. Vor dem breiten Eingangsportal Security. Zwei uniformierte Burschen rissen die Glastüren auf. Im Vestibül ein Empfangskomitee aus jungen Frauen im Sari, die, als sie uns erblickten, erschrocken schienen, dass sie vergessen hatten, den roten Teppich auszurollen. Wir tauschten freundlich grimassierend holpriges Englisch aus und wurden mit dem Fahrstuhl in den zweiten Stock komplimentiert. Das Ambiente erinnerte an Damenoberbekleidungsgeschäfte der späten fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts in der nordhessischen Provinz, wo Frauen wie meine Mutter mit Gnäfrau angeredet wurden.

RR: PM hatte uns gewarnt, dass wir uns nicht wundern sollten, wenn sich alle Verkäuferinnen gleichzeitig um uns bemühen würden. Es ginge ihnen nicht so sehr ums Verkaufen, sie wollten nur einmal Kontakt mit Europäern haben. Die vielen Farben und glitzernden Stoffe fangen an, vor meinen Augen zu schwirren. Zunächst schaue ich mir hauchzarte Seiden-Hemden an, die allerdings auch ihren Preis haben: zwischen vierzig und sechzig Euro. Ich frage nach Cotton. Im

Halbminutentakt legen jetzt etliche Verkäuferinnen mir Kombination auf Kombination vor. Kombination bedeutet: eine Hose, ein darüber fallendes Hemd (wahlweise auch in längerer Ausführung), ein Schal - alles farblich aufeinander abgestimmt. KB mischt fleißig mit und sagt mir, welche Farben mir stehen - ich nehme an, damit die ganze Sache schneller geht. Zwei Sachen probiere ich an, die erste kneift unter den Armen - was die Verkäuferinnen gar nicht einsehen wollen, die zweite kaufe ich. Die Hemden sind alle ärmellos, allerdings sind innen kleine Ärmel angeheftet, die frau auf Wunsch annähen lassen kann, was wahrscheinlich jede anständige Inderin tut. Ich hätte auch noch mehr gekauft, will aber KB nicht über Gebühr strapazieren - erst zum Schluss merke ich, dass er grinsend in der Pose eines Paschas, umgeben von jungen Mädels, im Sessel lümmelt und alles sichtlich genießt. Außerdem bricht mir, trotz Klimaanlage, durch die Umzieherei langsam der Schweiß aus, und ich gebe mich erst einmal zufrieden. Mit einem gestempelten Zettel werden wir ins Erdgeschoss geschickt, wo etliche beflissene Kassierer und Packer herumwuseln. Wir zahlen sechshundertfünfzig Rupien (etwa elf Euro) und erhalten nach weiterenzetteln und Stempeln endlich die erstandenen Kleidungsstücke dezent verpackt ausgehändigt.

KB: Ich hatte, während RR ihre Sachen anprobierete, vor den Umkleidekabinen gesessen und hätte mich, wären nicht die hübschen Verkäuferinnen gewesen, entsetzlich gelangweilt. Alle trugen hellrote, dezent in sich gemusterte Saris und zeigten beim Lächeln wunderbare weiße Zähne. Um hier einen Job zu bekommen, war es bestimmt Voraussetzung, dass man sich vorher die Zähne hatte richten lassen. Ihre Haut schimmerte in sanften, dunklen Brauntönen, und einige hatten entzückende, halbnegroide Nasen. Mit Hilfe der Nikon ließ sich ein kleiner Altmännerflirt von erster zu dritter Welt bewerkstelligen, doch ganz sicher war ich nie, ob sie mich anlächelten, oder ob sie den alten Touristendeppen auslachten, der in seinen lächerlichen Trecking Shorts und der weißen Haut, die gar nicht zu diesem Klima passte, ergeben vor sich hinschwitzte. Anyway, sie waren scharf darauf, fotografiert zu werden, interessierten sich auch brennend für die Nikon, und als ich ihnen auf dem Monitor die eben gemachten Fotos vorführte, waren sie begeistert. Leider waren dann, als sich alle zu einem Gruppenfoto aufstellen wollten, mit RR und einer Schaufensterpuppe in der Mitte, die Batterien leer.

Allein in Trichur: Sexskandal und Oberhemden. Und eine Rikscha, die auch Polstermöbel transportiert hätte

Auf dem Round, nachdem wir die bunte, etwas angestaubte Fülle des Blumenhändlers Ecke Palace Road bewundert hatten, kam uns mitten auf der Fahrbahn, umtost vom Verkehrslärm eine Demonstration entgegen. Etwa fünfzehn Menschen, darunter eine Frau, trugen ein Transparent, eine weiße Pappfigur, eine rote Fahne mit Hammer und Sichel drauf und reckten kämpferisch die Fäuste in die Luft. Obwohl wir die gerufenen Parolen und das auf Malayalam geschriebene Plakat nicht verstanden, konnten wir uns denken, dass es um die Forderung nach Rücktritt eines Ministers der Staatsregierung ging, der seit Tagen durch die Schlagzeilen von The Hindu und The New Indian Express geisterte, weil er in einen Sexskandal, der inzwischen ein Todesopfer gefordert hatte, verwickelt war.

Da PM, nachdem er uns vor Kalyan Silk abgesetzt hatte, gleich wieder nach Nalukkettu zurück gefahren war, fühlten wir uns wie Kinder, die zum erstenmal ohne Mama und Papa allein unterwegs sind. Nur die fettige Hitze machte uns zu schaffen. Einen kleinen Jungen, der *Paisa, Paisa* kreischend, neben uns her rannte, konnten

wir erst nach dreimaligem Anbrüllen dazu bringen, uns in Ruhe zu lassen. Dem Mann, der dicke, bläulichrot geschwollene Beine (Elefantiasis?) auf die schiefen Steinplatten des Bürgersteigs stellte, warfen wir auch nichts in die Bettelschale. Wir fühlten uns belästigt und hilflos und gar nicht gut und ahnten, dass alles, was wir taten oder nicht taten, falsch war. Deswegen suchten wir nach den beiden staatlichen Läden, die PM uns empfohlen hatte, um, da ich in Frankfurt kaum Klamotten eingepackt hatte, ein paar dem Klima angepaßte Hemden für mich zu kaufen.

Die ersten beiden Läden, in die wir uns reintrauten, verkauften nur Stoffe, aus denen ich mir hätte Hemden schneidern lassen können. Erst im dritten Laden gab es das, was ich suchte. In der langgestreckten, dämmrigen Höhle des Erdgeschosses saßen Verkäufer hinter den Ladentischen und bewachten die vollen Regale. Über eine mit grünem Filz ausgelegte Treppe, in deren Ecken sich der Dreck von hundert Jahren sammelte, ging es in den ersten Stock, wo zwei Verkäufer darauf warteten, mir Hemden zu verkaufen. Eine Dame im Sari saß hinter dem Tresen und schaute gelangweilt aus dem Fenster. Zwei weitere Angestellte waren damit beschäftigt, Kartons auszupacken und den Inhalt, keralisches Kunsthandwerk, in die leeren Regale zu räumen.

Nachdem wir uns mühsam über meine Konfektionsgröße geeinigt hatten, holten die beiden für mich zuständigen Herren, denen unser Besuch das Abenteuer ihres Lebens zu sein schien, Hemd auf Hemd aus dem Regal und wickelten jedes, obwohl es vorerst nur darum ging, Farbe und Dessin auszuwählen, umständlich aus der Klarsichtfolie und breiteten es vor mir aus. Hätte nur gefehlt, dass sie auch noch die zweitausend Nadeln, mit denen die Textilie in Form gehalten wurde, rausgezogen hätten. Doch dazu kam es zum Glück nicht, denn das hätte zu lange gedauert, da für jede Nadel ein anderer Angestellter zuständig gewesen wäre. Nachdem sie verstanden hatten, dass sie die Hemden unausgepackt lassen sollten, weil ich erst eine grobe Vorauswahl treffen wollte, ging es schneller, und sie durften bald zwei Hemden, für die ich mich entschieden hatte, von allen, wirklich allen Nadeln befreien, damit ich sie anprobieren konnte. Sie paßten.

Uns lief der Schweiß in kleinen Bächen über Körperstellen, von denen wir gar nicht wußten, dass wir sie hatten. Wir wollten nur noch raus hier. Die klebrige Luft draußen war immer noch besser als diese hundertjährige Textilstaubversion. Man schickte uns die grüngefilzte Treppe hinab ins Erdgeschoß. Dort schafften wir es, den Menschen zu finden, der in der Tauschkette Ware gegen Geld das nächste Glied war. Er saß hinter einem imposanten Tresen und sah ohne Zweifel wie ein Kassierer aus. Wir blickten ihn freundlich an, er blickte wichtig zurück, doch es gab nichts zu kassieren, denn die Ware fehlte. Es dauerte einige Zeit, bis uns einer der Herren von oben die beiden wieder mit allen Nadeln versehenen und in ihren Klarsichthüllen steckenden Hemden überreichte, die wir wortlos dem Kassierer übergeben wollten, damit er endlich kassieren konnte. Der deutete ebenso wortlos zum gegenüberliegenden Counter, wo ein weiterer Clerk begierig darauf wartete, die Ware einzupacken und dem Kassierer durch einen anderen Angestellten einen Zettel reichen zu lassen, auf dem der Preis stand. Der Kassierer kassierte, füllte den Kassenzettel per Hand aus, haute ein halbes Dutzend Stempel auf das graue Papier und reichte uns eine einem wichtigen amtlichen Dokument nicht unähnliche Rechnung in dreifacher Ausfertigung, die wir am gegenüberliegenden Schalfer, der nur eine Körperdrehung entfernt war, abgaben. Nachdem auch hier noch einmal die

Stempel geknallt hatten, wurde uns endlich mit angedeuteter, feierlicher Verbeugung ein wunderbar verschnürtes Paket überreicht.

In dem Buchladen, den PM uns empfohlen hatte, fragten wir nach Büchern von Anita Desai, doch der Angestellte gab vor, den Namen noch nie gehört zu haben und machte auch nicht den Eindruck, als ob er, selbst wenn er verstanden hätte, was ich wollte, bereit und fähig gewesen wäre, in dem unbeschreiblichen Durcheinander von Büchern und sonstigem Gedruckten danach zu suchen. Als Lärm, Hitze und Gestank uns allmählich die Schädeldecke zu sprengen drohten, retteten wir uns in die klimatisierte Bakery im City Center, das einer Oase in der Wüste glich, wo wir einen süß-klebrigen Chai tranken, der uns wieder auf die Beine brachte. Nachdem wir uns einigermaßen erholt hatten, suchten wir, mit Paketen von Luxusgeschäften behangen, eine Rikscha. Der erste Fahrer lehnte ab, als er hörte, dass wir nach Cherpu wollten, und überließ es einem Kollegen, uns dorthin zu transportieren. Den Fahrpreis, achtzig Rupien, schrieb dieser, auf Nachfrage, in seine Handfläche. Das Gefährt war ein neueres Modell, vielleicht auch nur frisch lackiert, auf jeden Fall klapperte es nicht so entsetzlich wie die anderen, die wir bis jetzt kennengelernt hatten.

Als wir kurz vor Cherpu an den nach vorn offenen Ausstellungshallen vorbeikamen, wo Polstermöbel im Gelsenkirchener bzw. Kerala Barock auf Käufer warteten, verlangsamte unser Rikschafahrer das Tempo und fragte erwartungsvoll *You want look?* Wir verneinten, wußten aber jetzt, warum er die Fuhre ins weit entfernte Cherpu angenommen oder von seinem Kollegen zugeschanzt bekommen hatte. Die Möbel gehörten bestimmt einem Bruder seines Stiefschwagers! Hätten wir damals schon gewußt, was man mit einer vollbesetzten Rikscha noch alles an totem Gepäck transportieren konnte, hätten wir uns den Spaß gemacht und eine Polstergarnitur gekauft, nur um zu sehen, wie er diese mitsamt uns nach Nalukkettu transportiert hätte. Auf der Hauptstraße in Cherpu angekommen, zeigten wir ihm den Weg nach Nalukkettu, und, nachdem er eine Neunzig in seinen Handteller gemalt hatte, was völlig ok war, setzte er uns dort wohlbehalten ab. Wir waren erschöpft und sehr stolz, ein paar Stunden in dieser unbekanntem, exotischen Welt ohne fremde Hilfe überlebt zu haben. PM strahlte und war nicht weniger stolz auf seine Zöglinge.

Im Indian Coffee House in Irinjalakuda

KB: Wir hatten am späten Nachmittag in Irinjalakuda, was wir jetzt fehlerfrei mit der korrekten Betonung auf der drittletzten Silbe aussprechen konnten, gerade die Dental Clinic verlassen, als wir hastige Schritte hinter uns auf der Treppe hörten und eine dunkelhäutige Frau mittleren Alters uns in fast akzentfreiem Deutsch fragte, ob wir aus Deutschland kämen. Es stellte sich heraus, dass sie seit vier Jahren mit ihrem Mann, einem Deutschen, in Koblenz lebte und gerade zu Besuch in ihrer Heimat Kerala war und sich sehr freute, deutsche Laute zu hören...

PM führte uns in das Indian Coffee House an der Hauptstraße von Irinjalakuda. Dort saßen wir, schlürften den wunderbaren Kaffee, schlabberten Purram Purri, was auf Malayalam die Bezeichnung für gebackene Banane war, und aller Dreck, aller Gestank, aller Lärm, alles was unbekannt und bedrohlich war und uns mißmutig machte, war für einen kurzen, langen Augenblick ohne Bedeutung. Seit ein paar Stunden ging ein leichter Monsunregen auf das staubtrockene Land nieder. Die Farben waren mit einem sanften Grauschleier bedeckt, es war ein Regen, der uns vertraut war, weil er so auch auf ein Dorf im Vogelsberg hätte niedergehen können.

Wir saßen direkt an der Tür und sahen, wie ein jüngerer Mann einen älteren, der offensichtlich blind war, behutsam an der Hand ins Lokal führte. Die Kellner waren alle in Weiß gekleidet. Zwei von ihnen, offensichtlich die Ranghöchsten trugen eine Art weißen Turban, der mit einem gelbgrün gestreiften Band umwickelt war, in dem ein fächerförmig gefaltetes, steifes Stück Stoff steckte. Das sah sehr pittoresk aus, und als sie merkten, dass wir sie fotografieren wollten, warfen sie sich selbstbewußt in Positur.

Durch die Tür sahen wir wie in einem Film einen Ausschnitt des alltäglichen Lebens auf der Hauptstraße eines größeren Keraladorfes. Da knatterten Rikschas und Motorräder, da heulten Busmotoren auf, da hupte und dröhnte es, dass man sich am Rande des Boulevards einer Weltstadt wähnte. Doch die Menschen inmitten all dieses Wirrwarrs bewegten sich mit gemächlicher Gelassenheit. Standen unter Regenschirmen zusammen und unterhielten sich, oder schauten die Auslagen eines Geschäftes an. Rechts vom Eingang, hatte der Paan-Wallah (Betelverkäufer) seinen fahrbaren Stand aufgestellt, links von ihm stand ein zweirädrigen Karren, auf dem ein Berg Zitronen aufgestapelt war. Ich hatte die Nikon auf dem Tisch positioniert und drückte einfach dann und wann auf den Auslöser. Der sehr freundliche Kellner, ohne Turban, also wohl untere Charge, freute sich, als ich, obwohl ich den Bon am Counter bezahlt hatte, zu ihm kam und ihm eine Rupie Trinkgeld in die Hand drückte. An der Wand hinter dem Bezahltresen hing ein großes Schwarzweißfoto von Ghandi und eines von einem Mann mit dicken Wulstlippen, den wir nicht kannten.

Müll hinterm Hausaltar

Die Masala Dossa, mit Gemüse gefüllte Teigrollen, sollten in diesem Restaurant sehr gut sein. Während wir auf die Dossas warteten, die wir zum Abendessen mit nach Hause nehmen wollten, ließen wir die etwas trübselige Atmosphäre des Gastraums auf uns wirken, wo wir Chai aus Edelstahlbechern tranken. Beim Bezahlen bemerkten wir an der Wand hinter dem Kassenschalter einen bunten, recht großen Hausaltar, neben dem einige überquellende Mülltüten standen, was ein erfrischendes Stilleben ergab.

Lotosblumen

Ich hatte morgens zwischen halb sieben und halb acht einen Spaziergang über das Grundstück gemacht. Der Tag war noch jungfräulich, die Sonne noch nicht über die Palmwipfel gestiegen. Auf den Blättern der Bäume funkelte das Morgenlicht. Im Bambushain knarrte es furchterregend. Ich machte Fotos von den Lotosblumen, deren Blüten bis auf eine noch geschlossen waren. Sie waren, ganz im Gegensatz zu der sie umgebenden üppig und vulgär wuchernden Flora, auf eine strenge, klassische Art schön. Ich erfuhr, dass die Blüten sich erst im Laufe des Vormittags öffneten und bei Einbruch der Dämmerung wieder schlossen.

Allein mit dem Bus nach Trichur

PM fuhr uns zur Bushaltestelle in Cherpu. Heute waren elf Arbeiter auf dem Grundstück beschäftigt. Die wollte er nicht unbeaufsichtigt lassen, denn AM war zu seinem PC-Kurs nach Trichur gefahren. Unter anderem war ein kleiner Trupp Bambus-Arbeiter angekommen. Sie sollten die etwa acht bis zehn Meter hohe Bambushecke roden, an deren Stelle eine neue Mauer zum Nachbargrundstück gebaut würde. Das war einer der Kompromisse, auf die sich die beiden streitenden

Nachbarn geeinigt hatten. Allerdings profitierte davon im Moment allein der ‚böse‘ Nachbar, denn der bekam die gefällten Stämme, die er gut verkaufen konnte, während PM die Arbeiter bezahlen mußte. Es waren sehnige, schmalgliedrige Gestalten mit sehr dunkler Haut, denn diese Arbeit wurde fast ausschließlich von Tribals gemacht, also Ureinwohnern aus dem Dschungel, die daran gewöhnt waren, barfuß oder in Gummi-Badelatschen in dem gefährlichen Bambusgestrüpp mit fingerlangen Dornen, scharf wie Dolche, herumzuturnen. Jeder verdiente hundertfünfundsiebzig Rupien am Tag, was in der Relation von einheimischen Einkommen und Preisen einem europäischen Tagesverdienst von fünfundachtzig Euro entsprach.

Während wir an der Bushaltestelle in der glühenden Sonne standen, saß PM auf der anderen Straßenseite im Auto und wartete, bis wir in den richtigen Bus nach Trichur eingestiegen waren. In gewissen Dingen des alltäglichen Lebens waren wir hier in der ersten Woche auf den Entwicklungsstand zehnjähriger Kinder zurückgeworfen worden, und PM als leidenschaftlichem Pädagogen machte es jetzt Spaß zu beobachten, wie wir uns allmählich von ihm abnabelten und versuchten, unsere eigenen Wege zu gehen. Wie ein Vater mußte er sich vorkommen, der seine Kinder zum Bus brachte, damit sie zum erstenmal allein zur Schule fahren.

Einen Bus hatten wir fahren lassen, denn er war uns zu voll erschienen, den zweiten, der nach knapp vier Minuten kam, nahmen wir, obwohl er genau so voll war. Das war etwas, was wir ganz schnell lernen würden: es gab keinen Bus, der nicht voll war. Kaum hatten wir etwas gefunden, an das wir uns festklammern konnten, setzte sich das Gefährt mit dröhnendem Motor und gellenden Hupsignalen in Bewegung, und da es ein Bus mit Limited Stop, also ein Schnellbus war, der nicht an jeder Milchkanne hielt, machte er seinem Namen alle Ehre und führte gewagte Überhol-, Brems- und andere Manöver durch bei einer Geschwindigkeit, dass es uns geraten schien, nicht mehr auf die Straße zu schauen und zu hoffen, dass viele der einheimischen Fahrgäste, die scheinbar gelangweilt und schicksals ergeben aus den scheibenlosen Fenstern starrten, für uns mitbeteten.

Das vordere Drittel des Busses war für Ladies und Kinder reserviert. Da dies die gefährdetsten Plätze waren und bei den häufigen Unfällen daher hauptsächlich Frauen und Kinder zu den Opfern zählten, hatte man vor einiger Zeit versucht, die Sitzordnung zu ändern, doch daran hatte man sich gerade mal vier Wochen gehalten, danach war alles wieder wie vorher gewesen. Ich hatte immer eine Heidenangst, wenn ich mich im relativ sicheren Männerbereich irgendwo an eine Stange krallte, während RR im Bereich der potentiellen Opfer auf einen Sitzplatz lauerte. Hätte man bei dem Gerumpel tanzen können, wir hätten uns wie in einer fahrenden Disco gefühlt, denn die indische Popmusik, die aus den Lautsprechern dröhnte, übertraf an Lautstärke noch die Geschwindigkeit, mit der der Fahrer todesmutige Fußgänger von den Zebrastreifen fegte. Ich hatte dem Schaffner, der behende wie ein Affe im Wagen herumturnte, zehn Rupien für zwei Tickets à vierfünfzig gegeben, ich hatte weder eine Rupie Wechselgeld noch Tickets bekommen. An jeder der beiden Türen des Busses gab es einen jungen Mann, der durch Ziehen an einer Schnur dem Fahrer ein Klingelzeichen gab, wenn er weiterfahren konnte. Das kannte ich noch aus den Straßenbahnen in Deutschland kurz nach dem zweiten Weltkrieg. Ein Bus gab also mindestens vier Menschen Arbeit und Brot. Die einfachste Methode, Arbeitslosigkeit vorzubeugen bzw. abzubauen: Menschen statt Automaten arbeiten lassen.

Kurta Pyjama

Das Empfangskomitee im Vestibül des Kalyan Silk in der Palace Road erkannte uns gleich wieder und lächelte uns fröhlich entgegen. Heute fuhren wir zuerst in den fünften Stock in die Herrenabteilung. Ich hatte mir von PM eine weiße Baumwollhose, die in der Hüfte gebunden wurde, ausgeliehen, die ich als Muster vorlegte, um dem Verkäufer ohne Sprachprobleme klarzumachen, was ich wollte. Es kümmerten sich mindestens vier junge Männer um mich, legten mir Stoffe vor, die ich nicht wollte, aus denen ich mir aber eine Hose hätte machen lassen können. Schließlich kramte einer aus der untersten Schublade des Tresens ein etwas verstaubtes, in Klarsichthülle steckendes Paket hervor, in dem sich das, was ich suchte, befand. Es schien ein Ladenhüter zu sein, denn in Kerala hatte der nordindische Kurta Pyjama sich gegen den Mundu nicht durchsetzen können.

Man lotste mich in die Umkleidekabine, die eng war und heiß und nach Männerschweiß roch. Ich versuchte, das rechte Bein in die weiße, bretthart gestärkte Röhre einzuführen, deren Länge kein Ende zu nehmen schien und nach unten hin immer enger wurde. Als der Fuß die Röhrenfahrt geschafft hatte und unten rausguckte, stellte ich fest, dass die Hose mindestens fünfzehn Zentimeter zu lang und im Bund dreißig Zentimeter zu weit war. Man wollte mir weismachen, dass es der letzte Chic war, die Hosenbeine ziehharmonikamäßig auf die Füße fallen zu lassen, was mich an Fotos indischer Staatsmänner der Vergangenheit erinnerte, die so ähnlich gekleidet herumgelaufen waren. Doch ich war kein indischer Staatsmann und wollte nur aus dieser Textilie, die inzwischen an meinem schweißnassen Bein festzukleben drohte, wieder raus, was schließlich gelang, indem der Verkäufer unten zog und ich oben schob. Naßgeschwitzt und erschöpft wankte ich aus der Kabine mit dem festen Vorsatz, meinem europäischen Outfit treu zu bleiben. Die Lust, mich als Einheimischer zu verkleiden - going native - war mir vergangen.

RR: Ich lauere vor der Kabine mit der Kamera und banne einen sichtlich gealterten, zerzausten und völlig aufgeweichten KB auf den Chip. Auf der Treppe zum zweiten Stock in die Damenabteilung erholt er sich und findet sofort sein Gleichgewicht wieder, als wir mit strahlendem Lächeln von den reizenden Mädchen begrüßt werden. Ich möchte noch eine Kombination kaufen, finde auch eine, deren Hose allerdings zu lang ist. Alles kein Problem, es dauert nur fünfzehn Minuten, dann haben die unsichtbaren Schneider sie gekürzt. In dieser Zeit probiere ich schnell noch drei lockere Baumwoll-Tops an, mit kleinen Ärmeln versteht sich, die ich ebenfalls kaufe. Die Batterien der Kamera spielen dieses Mal beim Gruppenfoto mit. Erschöpft schreiten wir ins Erdgeschoss, wo sich die gestrige Verkäuferin freut, uns wiederzusehen. Wir lassen uns auf die bequemen Stühle in der Eingangshalle sinken und haben noch eine Verschnaufpause von fünf Minuten, bis alle Belege gestempelt sind und die Ware verpackt ist.

Is Albert Camus German?

KB: Als wir auf die Straße traten, haute uns die Sonne mit unzähligen goldenen Hämmerchen auf die Schädeldecke. Wir nahmen eine Rikscha zum City Center, wo wir in der kühlen, sauberen Halle auf PM warteten, mit dem wir hier verabredet waren. Neben uns auf der Bank unter der verglasten Kuppel saß ein junger Mann, der nach einer Minute schon nicht mehr an sich halten konnte und die beiden Standardfragen absonderte *Where from, What's your name*, um dann aufgeregt zu

seinem etwas abseits stehenden Freund zu rennen, der sich zu uns gesellte und zu unserer Überraschung drei weitere Fragen *Do you know Günther Grass, Do you know Erich Fromm, Is Albert Camus German?* anbrachte, auf die ich nicht vorbereitet war, aber eine Antwort geben konnte.

Hier hatten wir es offensichtlich mit Angehörigen der gebildeten Mittelschicht zu tun. Andere Leute konnten sich die Preise in diesem europäisch gestylten Einkaufszentrum auch nicht leisten. In Europa würden wir ähnliche Orte nach Möglichkeit meiden, doch hier war es eine Zufluchtsstätte, in deren kühle Sauberkeit wir uns immer wieder, wenn wir in Trichur waren, flüchteten. Als PM kurze Zeit später auftauchte, waren wir mit den beiden jungen Leuten in ein angeregtes Gespräch über Anita Desai vertieft, in dessen Verlauf ich erfuhr, dass in der Cosmo Buchhandlung, an der wir schon öfter vorbeigegangen waren, bestimmt Bücher von ihr zu finden sein würden. Wir schieden als gute Freunde und folgten PM in die Bakery, wo wir Tee tranken und Apfelkuchen und Schokoladentorte aßen. Nachdem PM seine Einkäufe erledigt hatte, machten wir uns auf den Heimweg. Wir merkten uns den Weg zum Busbahnhof, wo die Busse nach Cherpu abgingen, damit wir nicht immer eine Rikscha nehmen mußten. In der staatlichen Schnapsbude, sehr günstig schräg gegenüber der Bus Station gelegen, kauften wir zehn Flaschen Kingfisher Beer und eine Pulle Gin für sechshundertzweölf Rupien. Dafür hätten die Schreiner auf PM's Grundstück knapp drei Tage arbeiten müssen. Für uns waren es gerade mal zehn Euro.

Begegnung der Dritten Art

Die Luftfeuchtigkeit betrug heute fünfundachtzig Prozent und das Thermometer zeigte zweiunddreißig Grad im Schatten. Ich hatte noch vor dem Frühstück meine gewaschenen Hemden in Sicherheit bringen müssen, denn der Bügelwallah war gekommen und bearbeitete unerbittlich alles, was irgendwo auf einer Leine trocknete, mit seinem riesigen Holzkohlebügeleisen. Als Bügeltisch diente auch hier einer dieser zweirädrigen Universalkarren, die man ziehen oder schieben konnte. Den Nachmittag verbrachten wir auf der hinteren kleinen Terrasse. Auf dem Weg zum Pool, wo wir, Pickel hin Pickel her, eine schnelle Runde schwammen, hatten wir den Bambus-Arbeitern zugeschaut, wie sie die schlanken, doch hohen und gefährlich schwankenden Stämme von allen Ästen, Dornen und Laub befreiten, so dass sie, ganz kahl dann, mit der Machete gefällt werden konnten.

Ehe die Dunkelheit hereinbrach, machten wir einen Spaziergang rund ums Grundstück. Der tropische Abendhimmel war voller gelb und rot verblühender Wolken, die über dem gefächerten Horizont aus Palmwipfeln und hinter einem Gewirr aus schwarzen Stromleitungen vorbeizogen. Als wir aus dem Hinterausgang traten, hörten wir von jenseits der Ecke, die die Grundstücksmauern hier bildeten, so etwas wie Gesang. Wir erwarteten ein paar vom Toddy berauschte, grölende Männer um die Ecke biegen zu sehen, doch es waren nur ein paar Halbwüchsige in schwarzen Mundus und mit seltsamen Kopfbedeckungen. Ein Kind war auch dabei. Sie schlugen eine Trommel und sangen ein dreisilbiges Mantra. Da sie ein ziemliches Tempo draufhatten, wären sie beinahe mit uns zusammengestoßen. Sie schienen ziemlich erschrocken darüber, an einer Wegbiegung im tiefsten ländlichen Kerala völlig unvermutet auf zwei Vertreter einer ihnen fremden Welt zu treffen. Während sie singend vorwärtseilten, drehten sich alle um und sahen mit einem, wie ich in meiner Paranoia meinte, aggressiven Glitzern religiösen Wahns in den Augen

hinter uns her. Zum Glück brach auf halbem Wege die Dunkelheit herein und schützte uns davor, weiter wie Halbaffen angeglotzt zu werden.

Ein Tag in Kochi

KB: Nach Kochi waren es ungefähr sechzig Kilometer. Zuerst ging es zehn Kilometer über eine handtuchbreite Straße mit vielen Schlaglöchern. Zu beiden Seiten der Straße reihte sich Hütte an Hütte. Es war nichts anderes als eine langgezogene Dorfstraße, auf der das schon gewohnte exotische Gewimmel herrschte. Auch den Verkehr auf dem ‚Highway‘, auf den wir bald kamen, empfanden wir als nicht mehr so chaotisch wie noch vor zehn Tagen. Nach ein paar Kilometern hielten wir vor einem Antiquitätenladen am Straßenrand, wo PM eine seiner Haustüren, eine ehemalige Tempeltür gekauft hatte. Wir machten eine Runde durch das Lager, sahen jedoch zum größten Teil nur Sperrmüll. Auf dem Nachbargrundstück standen unter einem Dach aus Palmblättern Käfige mit Wellensittichen, Kanarienvögeln, Hühnern, Hasen und Truthähnen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite wurde frisch ausgepresster Zuckerrohrsaft verkauft.

Etwa zwanzig Kilometer vor Kochi bekam die Autobahn einen Mittelstreifen und wurde vierspurig. Auf dem Mittelstreifen gingen Großfamilien spazieren. Oder ein zerlumpter Mensch hatte sich zum Schlafen hingelegt. Auch dass Fahrräder und zweirädrige Karren auf dem Highway verkehrten, unterschied ihn von europäischen Autobahnen. Außerdem schien die Weltbank, mit deren Geldern die Straße gebaut worden war, vergessen zu haben, den Leuten zu erklären, wozu Zebrastreifen da waren, die in unregelmäßigen Abständen die Autobahn kreuzten. Denn der bloße Anblick von Fußgängern auf einem Zebrastreifen ließ die meisten motorisierten Verkehrsteilnehmer mit dröhnender Hupe und durchgetretenem Gaspedal auf das potentielle Verkehrshindernis zurasen.

Rechts und links reihte sich eine Vorstadt an die andere. Es waren meistens flache Geschäftsbauten, zwischen denen riesige Reklametafeln standen. Auf einer dieser Tafeln sah man den Papst zusammen mit Mutter Theresa für Goldschmuck werben. Als irgendwann der Verkehr um uns immer dichter wurde, stellten wir fest, dass wir uns bereits auf der Mahatma Gandhi Road in Ernakulam, dem neueren Stadtteil Kochis befanden. Es schien, dass in Indien, abgesehen von ein paar Nachtstunden, immer Rush Hour war.

PM führte uns in ein Hotel, dessen normale Speiseräume gerade renoviert wurden. Deshalb wurden wir im halbdunklen Souterrain abgefüttert. Es gab die landestypische vegetarische Kost mit viel Coconut. Die Kellner, wenn sie nicht gerade damit beschäftigt waren, uns unaufgefordert ein buntes Breichen nach dem anderen aufs Bananenblatt zu klatschen, starrten wie gebannt durch die Oberlichter auf den Parkplatz, wo aus einem Bus eine europäische Reisegruppe ausgeladen wurde, deren Teilnehmer sie auf ihre Trinkgeldqualitäten hin abtaxierten. Mein Magen war inzwischen so geschrumpft, dass ich kaum etwas von dem Essen anrührte. Die berühmte Handvoll Reis musste reichen. (RR: Ich aß mit gutem Appetit, immerhin gab es hier ca. zehn verschiedene Beilagen, die ich alle probierte - wie gesagt: ich hatte nichts gegen Kokos...)

Eine Brücke führte über die Hafengebucht zu dem auf einer Landzunge im Arabischen Meer gelegenen Stadtteil Mattancherry. Dort befanden wir uns im alten Viertel Kochis, auf historischem Boden. Durch enge, gewundene Gässchen, in denen es

sehr orientalisches Zuzug, arbeiteten wir uns zur Jew Town vor. Dass wir historisches, und damit touristisch verwertbares Gebiet betraten, merkten wir daran, daß wir das Auto für eine Gebühr von fünfzehn Rupien auf einem professionell angelegten Parkplatz, wo schon mehrere Touristenbusse standen, abstellen mußten. Die Touristenabzocke war fest in den Händen geschäftstüchtiger Kaschmiris.

Dass hier immer noch das Zentrum des Gewürzhandels der Malabarküste war, konnte man in den engen, doch freundlichen und sehr sauberen Gassen riechen. Der Duft nach Pfeffer, Kardamom und Chillipulver lag in der Luft. Durch in hellen Farben gestrichene, überdachte Hofeinfahrten blickte man in Hinterhöfe, wo, von üppigem Grün umrankt, Motorräder und zweirädrige Karren standen.

Ein Antiquitätenladen reihte sich an den anderen. Einen der größten, der sich über mehrere ineinander übergehende Hallen erstreckte, die vollgestopft waren mit Kunst und Kitsch, betraten wir. Ein geflügelter Hund aus fotogen verwittertem grauen Sandstein schaute hinab in die Tiefe einer Zisterne. Vor den üppigen Brüsten einer altindischen, bunt bemalten, hölzernen Göttin baumelte ein Schild, auf dem in blauer Schrift No Smoking stand. Inmitten heidnischer Stiermasken hing ein farbiges Christusbild an der Wand, das aus einem niederbayerischen Schlafzimmer des vergangenen Jahrhundert hätte stammen können. Vor hohen Regalen, in denen sich Geschirr und Hausrat der vergangenen Jahrhunderte türmte, standen sogenannte Dowries, große, vom Holzwurm angefressene, hölzerne Aussteuertruhen, in denen einst die Braut ihre Mitgift aufbewahrt hatte.

Am Ende des letzten Saales angekommen, öffnete die junge Frau, die uns diskret begleitet hatte, eine schmale Tür, die blendendes Sonnenlicht und leicht gesalzene Meeresluft hereinließ. Man blickte über eine breite Wasserstraße, auf der das Grün einer Unmenge von Wasserhyazinthen trieb, hinüber zu den Hafenanlagen von Willingdon Island, das wie ein Schiff inmitten des Naturhafens trieb, den die Engländer, ehe man sie davonjagte, noch für Ozeanriesen hatten ausbauen lassen. Das Gras auf dem schmalen, gemauerten Uferstreifen, wo Boote anlegen konnten, erinnerte an einen sorgsam gepflegten, englischen Rasen. Wir genossen die frische Meerluft bis wir wieder zurück in die Antiquitätendämmerung traten, um uns durch den Staub des Göttlichen und Profanen bis zum Ausgang zurückzutasten.

Die Synagoge am Ende der Gasse war leider geschlossen, aber auch von außen sah sie sehr schön aus mit ihren weißen Mauern, den meerblauen Fensterläden, der Sonnenuhr von 1770 und dem rotgeschindelten Keraladach, auf dem sich ein filigranes Türmchen mit einer frei hängenden Glocke darin und einer Wetterfahne auf der Spitze erhob. Die Mitglieder der einstmals blühenden jüdischen Gemeinde in Kochi waren übrigens bis auf eine Handvoll Familien in den letzten Jahren alle nach Israel ausgewandert

Es war nicht einfach, mit dem Auto aus dem engen Gassengewirr herauszufinden, wo sich Lastwagen, Busse und Rikschas manchmal zu schier unüberwindlichen Barrikaden verknäulten. Wenn es dann weder vorwärts noch rückwärts ging, ließ ein ortskundiger Straßenhändler seinen zweirädrigen Karren am Straßenrand stehen und leitete den Verkehr kurzerhand um. Als Nicht-Ortskundige hatten wir noch mit einer anderen Schwierigkeit zu kämpfen: Da es an kaum einer Straßenkreuzung Wegweiser gab, mußten wir alle paar hundert Meter einen Einheimischen fragen, wo es nach Fort Kochi ging. Dabei konnte es vorkommen, dass wir von verschiedenen Leuten in verschiedene, manchmal auch entgegengesetzte Richtungen geschickt

wurden (RR: Das sollte sich als indische Eigenart herausstellen. Da ein Inder es aus reiner Höflichkeit seinem EGO gegenüber nicht über sich bringt, zuzugeben, dass er etwas nicht weiß, zeigt er in so einem Fall strahlend in irgend eine Richtung und ist davon überzeugt, ein gutes Werk vollbracht zu haben, da er weder den Auskunftheischenden noch sich selbst gekränkt hat).

Trotz der Auskünfte der Einheimischen fanden wir schließlich nach Fort Kochi, wo wir das Auto in der parallel zum Strand verlaufenden River Road parkten, in der Nähe des Vasco da Gama Square. Kaum hatten wir das Auto verlassen, wollten Schlepper uns zu Rikschafahrten nach dahin, wo wir gerade herkamen, überreden. Bis zu den chinesischen Fischernetzen, dem bekanntesten Fotomotiv Keralas, waren es nur ein paar Schritte. Am Kai hatte gerade eine Dschunke festgemacht, auf der Fischer, die im Kostümfundus eines Operettentheaters gewildert zu haben schienen, in ihrem Fang wühlten und mit wilden Blicken für die Nikon Haltung annahmen. Ein sehr kleiner Hund versuchte schüchtern und unerfahren auf tapsig einknickenden Beinchen und mit freundlich wedelndem Schwanz einen Fisch zu erschmeicheln. Leider erfuhren wir erst, nachdem wir wieder zu Hause waren, dass wir für ein paar Cent einen Fisch direkt vom Schiff hätten kaufen und in einer der Bretterbuden am Kai mit Knoblauch, Salz und Zitrone und garantiert ohne Kokos auf offenem Grill hätten zubereiten lassen können.

Auf dem kleinen, dreieckigen Platz, dem Children's Park, ging es im Schatten alter Baumriesen zu, wie auf einer Dorfkirmes. Aufgeputzte einheimische Kinder kreischten sittsam um ein handbetriebenes Karussell herum. Europäische und amerikanische Touristen schoben ihr gesottenes Fleisch durch die Gegend. Tonnenweise wurde Plastikmüll in Souvenirform angeboten, unter anderem auch ein Modell der chinesischen Fischernetze, das mich interessiert hätte. Da ich aber grundsätzlich an solchen Örtlichkeiten nichts kaufte, würde deren Funktionsweise mir auf ewig verborgen bleiben. *Kurta Pyjamas* in allen Variationen und Flatterhemden in allen Farben des Regenbogens hätte ich hier kaufen können, zum dreifachen Preis wie in Trichur. (RR: Ich zögerte ein wenig beim Vorbeisclendern. Hier würde ich wahrscheinlich etwas für die Töchter zu Hause finden. Aber ein vernichtender Blick von KB und ein Kurzreferat von PM signalisierten mir, dass hier alles viel zu teuer sei. Vielleicht hätte ich mich nicht so leicht gefügt, wenn ich nicht völlig erschöpft gewesen wäre. Ich fühlte mich einfach außerstande, mit den Händlern auch nur ein Wort zu wechseln.)

Wir spazierten lustlos über die neue gepflasterte Strandpromenade durch eine blaugrüne Hitze, die jede vom Winde verwehte Plastiktüte, jeden Papierschnipsel am Straßenrand die Dimension einer Mülldeponie annehmen ließ. Palmen wiegten sich im kaum vorhandenen Wind, das Arabische Meer leckte mürrisch an dem mit verwehtem Restmüll bedeckten Strand, zu dem heilige Banyantrees sehnsüchtig ihre Luftwurzeln ausstreckten. Fette, schwarzglänzende Krähen schaukelten, wenn sie nicht gerade kreischend über unseren Köpfen segelten, auf den Haltetauen der Fischernetze. Ein Eisverkäufer schob seinen von einem bunten Schirmchen gekrönten Karren vor sich her. Als wir die beiden über vier Meter hohen, rostigen Dampfkessel passiert hatten, die um die Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert im alten Hafen ihren Dienst versehen hatten und jetzt als Industriedenkmal in der Landschaft herumstanden, verließen wir die Gestade des Arabischen Meeres und wandten uns dem touristisch erschlossenen Binnenland zu.

Hinter hohen, oft stacheldrahtgekrönten, einstmals weißen Steinmauern sah man Ferienbungalows, die alle leer zu stehen schienen. Bei manchen schien man mittendrin mit dem Bauen aufgehört zu haben. Hinter einem rostigen Eisentor ragte eine vom Monsunschimmel zerfressene Betonruine in den giftblauen Himmel. Ein Teil der Mauer war kanariengelb getüncht. Darauf stand in signalroten Buchstaben geschrieben ‚Rooms available here‘, was von unfreiwilliger Komik war, denn nichts schien hier bewohnbar zu sein. Aber wir konnten uns auch täuschen.

Die Straße, in der das Auto geparkt war, führte zum Parade Ground, einem Platz von der Größe eines Fußballfeldes, auf dem inmitten mampfender Ziegen Schuljungen in Uniform, zu der natürlich eine Krawatte gehörte, Cricket spielten. An der Stirnseite ein Luxushotel, aus dem zwei junge weiße, und obendrein hübsche Memsahibs herauskamen, um mit dem vor dem Hotelportal wartenden, ebenfalls sehr jungen, einheimischen Rikschafahrer zu verhandeln, dem man ansah, dass sein Hormonhaushalt bei dieser Fuhre appetitlichen weißen Weiberfleisches aus den Fugen zu geraten drohte. Laut PM lagen die Preise in dieser Luxusherberge bei zweihundertfünfzig Dollar aufwärts pro Person und Nacht.

An der einen Längsseite des Platzes stand hinter einer untadelig weißen Mauer ein ebenso untadelig weißer Bungalow, hinter dessen Glastür wir Air Condition und Sauberkeit vermuteten. Es war ein Designer Laden, in dem uns zwei charmante, junge Inderinnen empfingen, die, souverän und gut geschult, auf den ersten Blick sahen, dass wir nichts kaufen würden, aber nachempfinden konnten, dass wir einen kurzen Aufenthalt in ihren klimatisierten, klinisch sauberen, mit sehr geschmackvollen Dingen dekorierten Räumen unbedingt brauchten. Es gab entzückenden Schmuck nebst modischem Schnickschnack und Kunsthandwerk zu sehen (RR: zu durchaus europäischen Preisen). Obwohl wir nichts gekauft hatten, wurden wir zum Schluß höflich und überaus freundlich verabschiedet.

Als wir wieder unter den leeren Himmel traten, schien sich die Temperatur verdoppelt zu haben. Wir warfen einen Blick in die St. Francis Church, drückten einer am Portal lauernden Bettlerin eine Münze in die Hand und gingen durch ein paar Gassen, wo der Blick immer wieder auf brachliegende Baugrundstücke fiel, auf denen sich Abfall sammelte. Auch die paar Gebäude im holländischen und englischen Kolonialstil mit Türmchen und Erkerchen und winzigen Sprossenfenstern, wie man sie in der Altstadt von Delft oder in der Hügellandschaft von Devon sehen konnte, machten die Gegend nicht attraktiver.

Das Kashi Art Café in der Burgher Street war ein Lichtblick, eine Oase in der Wüstenei des indischen Alltags, wo man immer in Bewegung sein mußte. Hier durften wir endlich rasten. Unaufdringlich sauberes Innenhofambiente mit hellen, freundlichen Farben. Ein kleiner Springbrunnen verbreitete die Illusion von Kühle. Von zehn Gästen waren acht Europäer. Alleinreisende junge Engländerinnen saßen an Holztischen und schrieben Briefe oder in dicke Reisetagebücher. Zwei zartgliedrige, hübsche italienische Boys saßen uns gegenüber auf Barhockern und unterhielten sich über die Qualität des europäischen breakfast, das man hier im Café bestellen konnte. Angenehm entspannte Atmosphäre, in der wir uns bei einem wunderbaren Eiscafé von den Strapazen des alltäglichen indischen Wahnsinns erholten. (RR: Die Inhaberin - eine ca. achtundzwanzigjährige Deutsche - war mit einem Inder liiert oder verheiratet und gab jungen indischen Künstlern die Möglichkeit, in den zur Straße hin gelegenen großzügigen Galerieräumen ihre Bilder und Skulpturen auszustellen. Hier gab es keine Saris, die indischen Frauen trugen

Jeans und T-Shirt und rauchten!) Auf dem Weg zum Auto lief mir ein Mann, der kleine Trommeln verkaufte, nach und brüllte hinter mir her *Where from, you know Loddar Matthäus?*

KB: Unser nächstes Ziel war die äußerste Nordspitze von Willingdon Island, wo sich das Taj Malabar Hotel befand. Wieder salutierte ein uniformierter Operettengeneral vor dem Landrover. Im weitläufigen Gartenrestaurant waren wir die einzigen Gäste, nur am etwas höher gelegenen Pool lümmelten ein paar Weiße. Wir saßen direkt am Wasser und fühlten uns wie in Hamburg an der Außenalster. Auch die Preise waren ähnlich. Für zwei mittelmäßige Gimlets und ein Bier der Marke Royal Challenge(!) zahlten wir neunhundert Rupien und gaben - auf Anraten von PM, wohl in Erinnerung daran, daß AM hier eine Kellnerlehre gemacht hatte - fünfzig Rupien Trinkgeld.

Wir sahen aufs Wasser der weiträumigen Hafengebucht, die sich im Westen zum Arabischen Meer hin öffnete und auf den Sonnenuntergang wartete. Altertümliche Holzkähne, rostige Frachter und schnittige Motorboote zogen an uns vorüber. Wir saßen unter Palmen und weißen Sonnenschirmen am Rande des ziemlich großen und sehr gepflegten Restaurantgartens, wo man an jedem strategisch wichtigen Ort Personal sah, das fegte, obwohl es hier wirklich nichts zu fegen gab. Doch wir sagten uns: Besser ein Nichts fegen als gar nicht fegen. Ein paar Meter von uns entfernt stand ein viereckiger Pavillon mit offenen Seiten, einem Keraladach mit roten Schindeln drauf und einem riesigen Tandoori Ofen in der Mitte, in dem abends die leckeren Hühner gebraten wurden. Der Kellner war in fleckenloses, helles Beige gekleidet, sprach Englisch und hatte internationalen Standard, zumindest hatte er beim Servieren nicht den Daumen im Glas.

Die Klos im Innenbereich verursachten einen leichten Kulturschock. Vergoldete Wasserhähne, blitzende Kacheln, makellose Kristallspiegel. Auf dem Waschtisch duftende Seife und ein Fläschchen Parfüm. Aus der Kloschüssel hätte man trinken können. Wir wagten kaum zu atmen vor so viel Hygiene. Offenbar neigte man in diesem Land, sowohl was Sauberkeit als auch was Dreck betraf, zu Übertreibungen.

Zurück ging's am alten Flughafen vorbei über die Brücke nach Ernakulam. Auf der MG Road tobte die Rush Hour. Wir fuhren kurz auf den Parkplatz des Taj Residency, das direkt am Marine Drive lag, von wo man den Sonnenuntergang beobachten konnte. Es herrschte Promenaden Stimmung, wie in good old Europe. Hätte nur eine Militärkapelle gefehlt, die Blasmusik spielte. Auf der Ufermauer saßen junge Pärchen und flirteten, was das Zeug hielt. Man konnte also gewisse Konventionen übertreten in diesem sittenstrengen Land, ohne gesteinigt zu werden. Zwischen promenierenden Großfamilien lungerte ein Bettler. Ein würdiger älterer Herr ging mit auf dem Rücken verschränkten Händen unter den im Gegenlicht schwarzen Palmen. Wie erschlaffte Segel gaben sich die Menschen der leichten Abendbrise hin. Die untergangsbereite Sonne hatte mit dramatischen Wolkenformationen zu kämpfen, die rot und golden erglühten. Da, wo wir standen, ergoß sich unter uns aus einem Rohr leise plätschernd stinkendes Abwasser ins Meer.

Als wir wieder im funktionierenden Chaos der MG Road steckten, war es bereits völlig dunkel geworden. Es dauerte endlos, bis wir die Stadt hinter uns hatten. Dass kaum ein Fahrzeug Rücklichter hatte, konnte uns schon nicht mehr erschüttern. Etwa zwanzig Kilometer vor Cherpu machten wir noch eine Rast in einem Hotel-Restaurant in einem kleinen Ort ohne Namen. Das Restaurant war ein europäisch gestylter Fastfood Laden mit internationalen und indischen Gerichten auf der Karte.

Wir bestellten Prawns und Egg Masala. Die Prawns waren mit Knoblauch und Ingwer gewürzt. Die hartgekochten Eier schwammen in einer Gemüse-Coconut-Pampe...

Seltsames

Morgens lag auf den Fliesen der Terrasse eine alte Postkarte mit einem Foto des Gateway of India in Bombay. Auf dem Glastisch, an dem wir saßen, lag ein ramponiertes Farbfoto, das den Innenhof zeigte, wie er aussah, als PM das Haus kaufte. Auch er rätselte, wie die Sachen auf die Terrasse gekommen sein könnten. Eigentlich sollten sie auf dem Dachboden sein, der sich über den Räumen, die wir bewohnten, hingog... Es war drückend heiß, und kein Lufthauch ging. Beim Frühstück erzählte PM, dass es frühmorgens geklingelt habe, und als AM das Tor öffnete, stand dort ein Typ, der ankündigte, dass er in Zukunft nachts das Grundstück ‚bewachen‘ werde. AM gab ihm zehn Rupien, danach zog er ab. Laut PM sind es hauptsächlich Nepalesen, die sich so ihren Lebensunterhalt verdienen. Sie sind nicht ungefährlich, und haben oft eine Knarre in der Tasche. In Europa nannte man das Schutzgelderpressung.

Fahrpreiserhöhung und Einkäufe in Trichur

Der Schaffner wollte elf Rupien. Ich gab ihm zehn und sagte, gestern hätte ich neun bezahlt. Er gab mir zwei Fahrscheine und murmelte etwas auf Malayalam. Hinterher erfuhr ich, dass elf Rupien der korrekte Fahrpreis gewesen wären, denn man hatte seit gestern von vierfünfzig auf fünffünfzig erhöht wegen der gestiegenen Spritpreise. Sorry, Schaffner. (RR: Der Busfahrer hatte - wie alle seine Kollegen - unter einem blumenbekränzten, schreiend bunten Götterbild eine Opferschale stehen. Ich schielte hinein und sah nur eine kleine, mittlerweile etwas braune Banane dort liegen. Man konnte nur hoffen, dass dieses Opfer ausreichen würde, uns heil nach Trichur zu bringen.)

KB: In Trichur machten wir als erstes eine Runde um den Tempel, der auf einem niedrigen Hügel wie im Mittelpunkt eines Kreises lag, den der Round bildete. Der Vaddukanatha galt als größte Tempelanlage Keralas. Als Nichthindus war uns der Eintritt verwehrt. So sahen wir nichts als die über vier Meter hohe, aus Lateritsteinen gebaute Außenmauer, die schwarzen Monsunschwimmel ausschwitzte, und das babyblau getünchte Hauptportal mit den klassisch ineinander verschachtelten Schindeldächern, die auf hölzernen, mit nichtfigurlicher Ornamentik überladenen Säulen ruhten, welche den Eindruck erweckten, als seien sie auf die durchgehende Grundfläche der Mauer aufgeklebt worden. Es gab nichts, was uns, künstlerisch gesehen, vom Hocker gerissen hätte. Alles war etwas schäbig und schmutzig; wenn es innen auch so aussah, war es kein großer Verlust, dass wir uns nicht mit eigenen Augen davon überzeugen konnten. Selbst der Maidan, die Grünanlage, die den Tempelbezirk umgab, wirkte schmierig und ungepflegt. Nach Süden hin sah man über Baumwipfeln die hoch aufragenden, weißen Zuckerbäckertürme der Lourdes Cathedral, deren Neonkreuz auf der Spitze abends rot leuchtete.

Da es nichts weiter zu sehen gab als das pralle Leben um uns herum, stürzten wir uns ins Basargewimmel und kauften Hemden, Sandalen und Schuhe im gleichen staatlichen Laden, wo wir bereits Einkäufe getätigt hatten. Bei näherem Hinsehen war heute alles noch verstaubter als beim letzten Mal und schien seit Jahren unausgepackt in halb geöffneten Kartons vor sich hin zu gammeln, während die Regale leer waren. Ich hielt den linken Schuh eines Paares geflochtener Lederslipper

in der Hand und sah zu, wie mehrere staatliche Angestellte, Staubwolken aufwirbelnd, ohne die geringste Hast und voller Gottvertrauen in Bergen von Kartons nach dem rechten wühlten - und ihn schließlich auch noch fanden!

RR: Ein Verkäufer, der mehr als fünf Wörter Englisch konnte, sprach uns an und fragte, ob wir Euro-Münzen hätten für ihn. Auf meinen etwas misstrauischen Blick hin erklärte er, er würde Münzen sammeln. Wir versicherten ihm, wir hätten keine Euros einstecken, aber bei unserem nächsten Einkaufsbesuch würden wir ihm welche mitbringen. Ein paar Häuser weiter gab es einen staatlichen Handicraft-Laden, der von außen einen recht imposanten Eindruck machte. Außer uns befanden sich noch drei Ordensschwwestern, die wir anhand von Konversationsfetzen als Italienerinnen identifizierten, in dem Laden und interessierten sich sehr für den fürchterlichsten Christenkitsch. Wir wurden sofort von zwei Verkäuferinnen umschwärmt, der Rest des Personals tat so, als hätte er ungeheuer viel zu tun. Umgeben von teilweise grauenvollem Kitsch, kaufte ich vier kleine geschnitzte Holzelefanten und ein paar Postkarten. Alles wanderte durch die Hände von vier Verkäuferinnen und Verkäufern. Endlich hatte ich eine Tüte inclusive gestempelter Quittungen in der Hand, und wir traten wieder auf die Straße.

KB: Am Straßenrand kaufte ich Zigaretten und erlebte erneut das ungläubige Staunen des ambulanten Händlers, eines ziemlich alten, sehr dunkelhäutigen Mannes, darüber, dass es Leute gab, die zwanzig Zigaretten auf einmal kaufen konnten. Im Cosmo Bookshop kaufte ich Anita Desai's "Journey to Ithaka". Der Preis war in britischen Pfund angegeben und mußte an der Kasse erst umgerechnet werden: Dreihundertachtzig Rupien. Dafür mußten PM's Schreiner fast zwei Tage arbeiten. Um sich Bücher kaufen zu können, mußte man also, nicht anders als bei uns, zu den Besserverdienenden zählen. Die kommunistische Partei hatte es allerdings während ihrer Regierungszeit immerhin geschafft, an vielen Stellen Leihbüchereien einzurichten, wo man für wenig Geld seinen Lese- und Bildungshunger stillen konnte.

Vom Round bogen wir ab in die Kuruppam Road, die in Richtung Busbahnhof führte. An der Ecke Station Road ein Gebäude aus Beton, dessen Außenwände aussahen, als seien Myriaden schwarzer Kleinstlebewesen dabei, die Wände zu zersetzen. Ein würdevoller älterer Herr in hellblauem Mundu und mit langem, gepflegten weißen Bart kam uns entgegen. In der rechten Hand hielt er einen schwarzen, geschlossenen Regenschirm, unter den linken Arm war ein Buch geklemmt. In dem eher hellhäutigen Gesicht blitzten hinter einer randlosen Brille lebhaft, kluge Augen. Solche Gesichter hätten wir gern öfter gesehen, doch in Europa waren sie auch nicht häufiger als hier.

Auf den letzten dreihundert Metern bis zum Busbahnhof standen auf der rechten Seite kleine Marktstände, die im wesentlichen aus Holzbrettern bestanden, die man über aufeinander geschichtete Lateritsteine gebreitet hatte, wo man von Wasserschuh über Sonnenbrillen, Herrenunterhosen und Gewürzen alles kaufen konnte, was man bereit war, nach dreimaligem Gebrauch als unbrauchbar wegzuschmeißen. Im Hintergrund hockte auf einem brachliegenden Grundstück im rötlichen, mit Müll durchsetzten Ziegelschutt eines abgerissenen Gebäudes eine Zigeunerfamilie mit zahllosen, halbnackten Kindern und kochte in verbeulten Schnellkochtöpfen auf offenem Feuer das Mittagessen. Dieses armselige, bunte Gewimmel im Schatten der ausladenden Krone eines ehrwürdigen Banyantrees fiel in der exotischen Umgebung nur uns auf.

RR: Wir hatten uns mit PM im City Center verabredet, der in der dortigen Bäckerei die gestern telefonisch bestellten zehn Brote, Croissants und Brötchen abholen wollte. Vorher gingen wir noch einkaufen. Vor dem Eingang des Supermarktes gab es an der Wand ein Regal mit vielen Fächern. Hier wurden wir von einem Bediensteten angehalten, der uns höflich aufforderte, unsere Tüten in eines der Fächer zu legen, uns eine Papp-Marke in die Hand drückte und erklärte, er würde die Tüten bewachen. An der Kasse wurde unser Einkauf in vier Plastiktüten gepackt, und bevor wir sie ergreifen konnten, hatte sie schon ein junges Kerlchen in der Hand, der uns fragend anblickte, wohin er sie nun bringen sollte. Wir wehrten uns nur schwach und ließen den Jungen die Tüten die paar Meter bis zur Bäckerei tragen. Als KB ihm ein Trinkgeld geben wollte, lehnte er dieses stolz ab.

Von der Göttin der Armut und gebrauchten Schreibmaschinen

KB: Ich sah die Lotosblüte zum erstenmal voll aufgeblüht und hätte weinen können, so schön war sie. Auf einer Bananenstaude sahen wir einen gelben Vogel mit rotem Schnabel und dunklen Flügeln sitzen. Arishi, diese anmutige, fröhliche Göttin der Armut in einem Bretterschlag neben der Küche auf dem gestampften Lehm Boden sitzen und ihren Mittagsreis verzehren zu sehen, tat weh. Schlimmer war, zu wissen, dass sie dies als gottgewollt akzeptierte und die Aufforderung, am Tisch in der Küche des Saipus zu essen als eine Ungeheuerlichkeit zurückgewiesen hätte. Gleichzeitig hatte ich den Verdacht, dass mein abendländisch konditioniertes Gewissen mir einen Streich spielte. (RR: Der Bretterschlag war ein relativ großes Nebenglass der Küche, und Bretter gab es nur in den Fensteröffnungen. Auch hier herrschte große Sauberkeit. Es gab zwei Türen, eine führte auf die kleine Terrasse und eine auf den Hof vor dem Küchentrakt.) AM erzählte, dass der Polizeichef angerufen und nachgefragt habe, ob PM ihm vielleicht eine gebrauchte Schreibmaschine überlassen könne. Das interpretierte AM so: *Besser wäre natürlich, wenn du ihm eine neue kaufst. Noch besser wäre, du gäbst ihm das Geld dafür...* PM rechnete uns vor, dass ihn die ganze Angelegenheit mit dem Nachbarn ohne die Vermittlung des Sheriffs teurer gekommen wäre als das Bakshisch, das er, getarnt als Spende für die Anschaffung einer Büroschreibmaschine, dem Polizeigewaltigen diskret überreichen würde...

Besuch beim Elefanten

Wir hatten gehofft, auf dem Holzplatz des Sägewerks einem Elefanten bei der Arbeit zuschauen zu können. Doch wir brauchten gar nicht so weit zu laufen. Auf Höhe der Haltestelle, wo die Busse nach Trichur abfahren, sahen wir in etwa hundert Meter Entfernung ein solches schiefergraues Fleischgebirge auf unserer Straßenseite uns entgegenkommen. Der Mahout ging vorn, der Kavedi, sein Gehilfe hinten. Beide hatten ein Stöckchen in der Hand, mit dem sie das große Tier ‚lenkten‘. Es war ein Augenblick archaischen, ehfürchtigen Glücks, als der etwa dreieinhalb Meter hohe Elefantenbulle sich auf gleicher Höhe mit uns befand, so dass wir ihn hätten berühren können. Für die Einheimischen war das ein alltäglicher Anblick. Die Passagiere eines Busses, der auf der anderen Straßenseite vorbeidonnerte, verdrehten noch nicht mal die Köpfe. Doch alle freuten sich, dass wir uns freuten.

Ein Mann gab uns, aufgeregt mit den Armen wedelnd, zu verstehen, dass wir näher kommen sollten. Als wir die Stelle erreicht hatten, wo der Elefant von der Straße abgelenkt war, sahen wir, dass sich hier ein kleinerer Holzplatz befand, der uns

bisher noch nicht aufgefallen war. Im Hintergrund auf einem flachen gemauerten Rondell, das dicht mit Palmzweigen und Zuckerrohrstangen bedeckt war, stand der Elefant und schob sich das Grünzeug ins Maul. Elefanten sind schlechte Futtermittelverwerter. In Freiheit brauchen sie sechzehn Stunden, um etwa dreihundert Kilo Grünzeug zu zermalmen. Wenn sie arbeiten müssen, fehlt ihnen ein Teil dieser Zeit, und sie müssen mit kalorienreicher Zusatznahrung gefüttert werden. Diese besteht aus einem Brei aus Hirse, Reis und Salz. Der Mahout formte große Bälle aus dieser Pampe und schob sie dem Tier ins Maul, das genüßlich malnte. Zum Pissen fuhr es einen oberarmdicken Pimmel aus, der bis auf den Boden hing.

Das Reizvolle an indischen Elefanten war, dass sie nicht von einheitlich schiefergrauer Farbe waren. Die relativ kleinen Ohren, sowie ein Teil des mächtigen, ausdrucksvollen Schädels und gut die Hälfte des Rüssels waren wie von schwarz-rosa Sommersprossen gesprenkelt, was den Tieren immer ein festlich geschmücktes Aussehen verlieh. Ein paar Meter entfernt war ein Babyelefantenbulle angekettet, der sich ebenfalls Palmzweige ins Maul schob. Wir machten ein bißchen Konversation mit den beiden Männern, die offensichtlich zum Holzplatz gehörten. Sie sahen nicht nach körperlicher Arbeit, eher nach Schreibtisch und Stempelkissen aus. *Your name?, where from?*, wie gehabt, doch mit einer interessanten Variante: *Germany - East or West?...* Sie gaben uns außerdem zu verstehen, dass sie wußten, bei wem wir in Cherpu zu Besuch waren.

Kutiyattam in Irinjalakuda

Wir saßen in der geräumigen, direkt an der Tempelmauer gelegenen Mehrzweckhalle, wo um vier Uhr eine Kutiyattam-Aufführung stattfinden sollte, die bis halb vier noch ganze zwei Zuschauer außer uns angelockt hatte. Als Mitglied des hiesigen Kathakali-Vereins, der als Veranstalter zeichnete, hatte PM das Privileg, uns in einen Saal hinter der Bühne führen zu dürfen, wo im Funzellicht einer von der hohen Decke herabhängenden Glühbirne die Darsteller und einige Helfer im Schneidersitz auf dem Fußboden saßen. Wir konnten erkennen, dass sie gerade mit der Schminkprozedur begonnen hatten. Da wir inzwischen wußten, dass diese Prozedur ein wichtiger ritueller Teil dessen war, was später auf der Bühne geschah und wie lange sie normalerweise dauerte, konnten wir uns ausrechnen, wann die eigentliche Vorstellung beginnen würde.

Zum ersten mal hatten wir das Gefühl, in die indische Zeitfalle hineingetappt zu sein. Nun, auf indische Herausforderungen konnte man nur indisch reagieren. Wir setzten uns auf die grünen Klappstühle in der ersten Reihe, legten den Kopf in den Nacken und schauten zur Decke empor, wo die Ventilatoren feuchtheiße Luft quirlten. Dann gingen wir ein paar Schritte auf und ab, sahen aus der seitlichen Tür auf den Temple Tank, das große ummauerte Wasserbassin, in das Ghats hinabführten, auf denen die Pilger ihre rituellen Waschungen vornahmen. Heute turnte nur eine ältere Frau auf den Stufen herum und wusch ganz profan sich und ihren Sari. Später gesellten sich ein paar Schwimmer zu der Wäscherin und planschten fröhlich in dem grüngrauen Wasser. Schließlich machten wir einen kurzen Spaziergang um die rückwärtige Tempelanlage herum, an die die Veranstaltungshalle angrenzte. Parallel zur Tempelmauer standen niedrige, massiv gemauerte Häuser, in deren Halbdunkel Menschen ihren häuslichen Verrichtungen nachgingen.

Wir setzten uns wieder auf die Klappstühle in der ersten Reihe. Draußen ging inzwischen ein ergiebiger Monsunregen nieder, der die Wege rings um den Tempel

unter Wasser setzte und den Lateritstaub in roten Schlamm verwandelte. Auf der Bühne waren Vereinsmitglieder damit beschäftigt, die elektrische Anlage zu improvisieren. Nackte Drahtenden wurden miteinander verknotet oder in Steckdosen versenkt. Am vorderen Bühnenrand turnte ein Mensch im Mundu auf zwei übereinandergestellten Klappstühlen herum und versuchte, den Halogenstrahler, der an der Vorhangstrippe befestigt war, in die richtige Position zu bringen. Ein anderer war bemüht, dem staubigen Mikrofon und den angeschlossenen Lautsprechern Töne zu entlocken. Rechts von der Bühne wickelte man um eine dicke, glänzend lackierte Holzsäule etwas, das wie ein Kranz weißer Damenbinden aussah. Zwei Männer waren damit beschäftigt, in aller Seelenruhe und sehr sorgfältig jedes einzelne Teil fächerförmig auseinanderzuzupfen. Später sahen wir, dass dieser fächerförmige Gürtel in Hüfthöhe die Kostüme der Darsteller zierte.

Inzwischen war es schon nach fünf. Der Vereinsvorsitzende hielt eine wohlklingende, nicht allzulange Begrüßungsrede, dann nahmen im Bühnenhintergrund drei Trommler ihre Plätze ein, auf der linken Seite saßen zwei Frauen mit Zimbeln, rechts am Mikrofon begann der, wie wir von PM erfuhren, auch im Westen bekannte Tanzdrama-Regisseur G. Venu einen Einführungsvortrag über das heutige Stück. Eine Tänzerin ohne Kostüm und Maske führte die verschiedenen Gesten, Gesichtsausdrücke, Handbewegungen und Tanzschritte vor. Faszinierend. Wunderschön. Aber die Geschichte, die erzählt werden sollte, schien eine unendliche zu sein. Als die Aneinanderreihung wohlklingender, weich dahingehauchter Vokale, aus denen das Malayalam besteht, mit einer letzten dramatischen Senkung der Stimme zu Ende war, verkündete G. Venu, sich höflich an PM und uns wendend, dass er das ganze, wenn auch etwas gekürzt, auf Englisch wiederholen werde. Waren wir glücklich! Sein Kerala-Englisch war kaum besser zu verstehen, als vorher das Malayalam; so saßen wir still und gottergeben auf unseren Klappstühlen in der ersten Reihe und versuchten den Eindruck zu erwecken, als ob wir aufmerksam zuhörten. So viel zumindest bekamen wir mit, dass es in dem Stück darum ging, darzustellen, wie der indische Tanz auf die Erde gekommen war...

Vor der Bühne turnte währenddessen der betont westlich gekleidete Lokalreporter einer Tageszeitung herum, der dem inzwischen auf zwölf Personen angewachsenen Publikum demonstrierte, welche gewagten Positionen man einzunehmen bereit sein mußte, wollte man gute Fotos machen. Auch für ihn schien *Kutiyattam* nicht Teil des alltäglichen spirituellen Lebens zu sein. Später kam noch ein Kamerateam des Fernsehens dazu, für das die Tatsache, dass drei europäische Zuschauer in der ersten Reihe saßen, wichtiger war als das, was auf der Bühne passierte. Wir wurden gründlich von allen Seiten abgelichtet und waren bemüht, den potentiellen Zuschauern der abendlichen Kerala-Rundschau den Eindruck zu vermitteln, dass wir hingerissen waren von so viel Hochkultur. Ich fühlte mich währenddessen wie eine Monsunwolke, die trüchtig und ständig Wasser absondernd über einer Plantage von Kokospalmen trieb.

Es war schließlich halb Sieben, als der badehandtuchgroße, glänzende Vorhang von zwei Männern auf die Bühne getragen wurde. Im Hintergrund standen zwei in Holzgestellen fest eingebaute Mizhavus, an bronzezeitliche Öl- oder Weinkrüge erinnernde, kupferne Trommeln, die als heilige Instrumente galten und bis vor kurzem nur von Mitgliedern einer bestimmten Kaste vor ausgewählten Zuschauern aus den obersten Kasten und nur innerhalb des Tempels gespielt werden durften. *Kutiyattam* war die über 3000 Jahre alte, archaischere Form des Kathakali, das aus ihm vor 400 Jahren hervorgegangen war. Im Unterschied zum Kathakali wurden im

Kutiyattam Frauenrollen von Frauen getanz. Ein einziger Akt konnte zehn Nächte dauern, das ganze Stück vierzig. Geduld und Ausdauer waren also mitzubringen.

Nach etwa anderthalb Stunden faszinierendem Tanztheater tat uns der nicht ausreichend trainierte Sitzmuskel weh. Die sehr schön geschminkte Darstellerin hatte eine halbe Stunde damit verbracht, durch stilisierte Bewegungen von Händen und Armen, durch trippelnde Tanzschritte, durch verzücktes Augenrollen und ekstatisches Hochziehen der Augenbrauen das Fallen eines Blattes zu beschreiben. Die folgende Stunde war damit draufgegangen, dass sie dem männlichen Darsteller ihre Liebe erklärt hatte, die der heftig zurückerwiderte. Herausragend und die Darbietung auch für europäische Zuschauer spannend machend waren die beiden Mizhavu-Spieler und der Mann, der die mit gebogenen Hölzern geschlagene Chenda spielte. Nach gut vier Stunden meinte schließlich der wesentlich besser trainierte PM, dass wir ein Recht hätten, erschöpft zu sein und schlug vor, nach Hause zu fahren, wo wir um halb elf ins Bett fielen.

Athirappilly Water Falls

Gegen elf Uhr saßen wir im Landrover. Wir fuhren ein Stück auf dem ‚Highway‘ in Richtung Süden und bogen dann auf ein schmales Sträßchen ab, das nach Osten in die Pampa führte. In der Ferne sahen wir die Bergkämme der Western Ghats, über denen schwere Monsunwolken hingen, deren Wassermassen die Sonnenstrahlen wie ein Brennglas bündelten und auf den schwarzen Landrover niederkrachen ließen. Wir fuhren durch eine Landschaft, die uns suggerieren wollte, es sei ein Film, der vor uns ablief. Doch die holprige Straße sorgte dafür, dass wir uns nicht allzu bequem in die Polster zurücklehnen konnten. Obwohl Dunstschwaden aus der üppig grünenden Vegetation aufzusteigen schienen, war die Sicht völlig klar. Wir hatten endlich, was wir seit zwei Wochen suchten: Natur. Und nicht nur als kaum wahrnehmbare Hintergrundkulisse einer endlosen Aneinanderreihung menschlicher Behausungen, sondern als weite Bühne eines wortlosen Dramas, wo sowohl der Hauptdarsteller Leben als auch sein Widersacher in die verschiedensten Nuancen der Farbe Grün gekleidet waren. Wir waren hungerig. Was wir aufgrund der Erfahrungen der letzten beiden Wochen nicht für möglich gehalten hätten, zwischen zwei Dörfern gab es etliche Kilometer unbebauten Landes. Je dünner die Besiedlung wurde, desto schlechter wurde die Straße. Je schlechter die Straße wurde, desto mehr jubilierte es in uns. Endlich durften wir der Natur an den Busen grapschen.

Der Naturgenuß wäre schier nicht zu ertragen gewesen, hätten nicht alle fünfhundert Meter am Straßenrand riesige Reklamewände gestanden, die auf zwei Freizeitparks aufmerksam machten, denen wir uns offensichtlich näherten. Der eine nannte sich Dream Land, der andere Water Paradise. Auf dessen Plakat sah man eine westlich gekleidete indische Familie bis zum Bauchnabel im Wasser stehen. Etliche hundert Meter weiter endete die Straße vor einer Schranke, hinter der das gebührenpflichtige Gelände der Athirappilly Water Falls begann. Die Luft um uns war berauscht von fallenden Wassern. Wir sahen die üblichen Palmblattbuden am Straßenrand, wo man Kokosnüsse, Limonade und Tierstimmpfeifen kaufen konnte. Als PM vom Kassenhäuschen zurück kam, hielt er vier verschiedenfarbige, ausgiebig gestempelte Dokumente in je dreifacher Ausfertigung in der Hand, die dazu berechtigten, das Auto zu parken, die Wasserfälle zu besichtigen und den Picnic Spot zu benutzen.

In einer verräucherten Garküche aßen wir das einfache, auf einem Edelstahltablett servierte Meal, Reis mit vegetarischer Kokospampe. Das Ganze kostete achtundfünfzig Rupien für drei Personen. Das waren ca. neunzig Cent. Zum Händewaschen hing in einer Ecke ein Waschbecken an der Wand, daneben auf einem Hocker ein Eimer mit Wasser und eine Blechbüchse zum Schöpfen.

Ehe wir den steinigen, ziemlich steilen Weg, der durch lichten Urwald zu den Wasserfällen führte, betreten durften, mußten wir einem streng blickenden Uniformierten sämtliche gestempelte Dokumente vorweisen. Es herrschte reger Verkehr auf dem Weg. Indische Familien schleppten Reisetaschen und Körbe mit Fressalien für's Picnic. Außer uns gab es noch eine einzige weiße Touristin, die entweder mit einem Linienbus oder einem der Hotel-Kleinbusse gekommen war. Ansonsten war es wohl ein beliebtes Weekend-Ausflugsziel für die einheimische Mittelschicht, die sich eine Fahrt hierher leisten konnte. Als der Weg zu Ende war, öffnete sich ein weites Dschungelpanorama mit dem grünen Fluß ohne Namen als Hauptdarsteller, der gewaltige Gischt versprühend die etwa zwanzig Meter hohen Klippen hinabdonnerte. Im Hintergrund auf der anderen Seite des Flusses die mit immergrünem Regenwald bewachsenen, steilen Hänge der Western Ghats. Wären nicht die vielen bunten Saris und Mundus gewesen, die auf den glatten Felsen lagerten, es hätte der erste Morgen der Schöpfung sein können. Hier hätte ich, verborgen unter den weit in den Fluß hineinragenden Ästen eines tropischen Baumes sitzen und der Göttin der Morgenröte, falls es so etwas unter den zweitausend Gottheiten Indiens gab, in aller Unschuld beim morgendlichen Bad zuschauen mögen.

An der Souvenərbude vorbei, um die sehr dekorativ eine Herde Rhesusaffen kapriolte und nach Bakschisch in Form von Gummibärchen oder Erdnüssen verlangte, führte ein Pfad am Flußufer entlang in den Dschungel. Nach hundert Metern hörte er auf, mit Steinplatten belegt zu sein und wurde ursprünglich. Während dieser hundert Meter sahen wir einen uniformierten Tourist Ranger hinter uns her schlendern, der darüber wachte, dass wir nichts Verbotenes taten. Wo sich das Ufergrün öffnete, konnten wir über runde glattgeschliffene Felsen, die an versteinerte Krokodile erinnerten, bis fast in die Mitte des grüngrauen Flusses hüpfen. Auf manchen der Felsen lagen junge Männer und ließen das Wasser über ihre Körper laufen. Einige hatten es sogar gewagt, sich bis auf die Unterhose auszuziehen. Frauen sah man nur in Ufernähe höchstens bis zu den Knien, den Sari züchtig gerafft, im Wasser stehen. Wieder zurück am Ufer wurde uns nach einer Weile der Pfad unheimlich. Für eine Dschungelwanderung waren wir nicht ausgerüstet. Wir machten noch einen Abstecher einen Hang hinauf, wo die Spur eines Weges erkennbar war. Doch da nicht zu sehen war, wo er hinführte, gingen wir den Weg, den wir gekommen waren, zurück.

Als wir das Eingangsportal erreichten, fand gerade eine Minidemonstration statt. Rote Fahnen mit Hammer und Sichel wehten um ein Megaphon. Es ging gegen das Projekt eines Staudamms, das einen nachhaltigen Eingriff in das fragile Ökosystem bedeutet hätte. Auf der Weiterfahrt sahen wir den Fluß sich durch tief ins Dschungelgrün eingeschnittene Canyons winden. Am Grunde einer Schlucht, über die eine wacklige Behelfsbrücke führte, sahen wir die Baustelle des Damms. Kurz bevor wir die Schranke eines Kontrollpostens des Forest Department erreichten, mußten wir durchs Schlafzimmer einer Affenfamilie, wo der Affe gerade die Äffin fickte und, sehr ungehalten ob der Störung, abstieg und die ungebetenen Besucher in der Blechkiste mit gebleckten Zähnen wütend anfauchte.

Im Dschungel

Nachdem am Kontrollposten Autonummer und Adresse notiert worden waren, hob sich die Schranke, und wir waren im ‚richtigen‘ Dschungel, der sich über etwa sechzig Kilometer bis zur Grenze von Tamil Nadu erstreckte. Dort wären wir wieder zu einem Kontrollposten gekommen, der unsere unbeschadete Ausreise registriert hätte. Mit der beruhigenden Gewißheit, dass das keralische Forest Department, falls wir uns nicht in angemessener Zeit irgendwo zurückmeldeten, etwa weil uns eine Herde wilder Elefanten zertrampelt hätte, einen Suchtrupp losschicken würde, um unsere sterblichen Überreste zu bergen, fuhren wir über den notdürftig asphaltierten Dschungelpfad mitten hinein ins grüne Gewucher.

Der Kopf meldete: *Hey, wir sind im Dschungel*, aber der Bauch wußte nichts damit anzufangen. Wir versuchten, ein bißchen ehrfürchtige Angst zu empfinden, doch in der rollenden Blechkiste fühlte man sich allzu sicher. Um ein Gefühl des Verlorenseins in der grünen Unendlichkeit zu provozieren, sagte ich mir, dass wir nicht einen Schluck Wasser dabei hatten. Doch wurde die Projektion einer möglichen Katastrophe dadurch erschwert, dass in unregelmäßigen Abständen bunt bemalte LKWs mit fröhlich winkenden, plattnasigen und sehr dunkelhäutigen Menschen auf der Ladefläche uns entgegenkamen oder überholten, was ein Gefühl von echter Dschungeleinsamkeit nicht aufkommen ließ. Außerdem hatten wir bereits drei menschliche Ansiedlungen passiert, wo die Männer vom Volk der Kurumba auf der Dorfstraße, im Schatten eines wellblechgedeckten Schuppens mit dem Christenkreuz drauf, herumstanden, Chai tranken und nichts mit sich anzufangen wußten. Die Tribals wurden von der Regierung mit kostenlosem Reis versorgt und verdienten sich durch das Sammeln von Kräutern und Brennholz, das sie auf den Märkten der umliegenden Ortschaften verkauften, ein wenig dazu.

Auf einer nicht sehr breiten Brücke mit rostigem Eisengeländer überquerten wir einen Fluß, dessen Ufer von gefräßigem Grünzeug überwuchert waren. Manchmal war das Unterholz ziemlich dicht und verlor sich bis in tiefe Abgründe, in die steile Granitfelsen hinabstürzten, manchmal war es licht und erlaubte Einblicke in Räume, wo Leben war, das uns fremd bleiben würde. Als einziges Tier sahen wir einen wilden roten Hahn über die Straße eilen. Wo der Fluß eine Schleife beschrieb und sich mit sanft abfallendem, sandigen Ufer als Tiertränke anbot, deutete zerfetztes Bambusgestrüpp am Straßenrand sowie trockener Elefantenkot auf das virtuelle Vorhandensein wilder Elefanten hin.

Ein paar hundert Meter weiter öffnete sich die Vegetation auf ein breites Seepanorama. Wir stiegen aus und kletterten die paar Schritte zum Ufer hinab, wo herumliegende Picknickabfälle darauf hinwiesen, dass wir nicht die ersten waren, die die Postkartenidylle bewunderten, wo sich das nahe Grün der Ufervegetation, das ferne Blau der Berge und der Himmel mit grauweißen Wolkenschlieren im Wasser spiegelten. Kein Geräusch der Neuzeit störte die Ruhe, die über dieser Urheimat des Menschen lag. Als ein mit drei dunkelhäutigen Männern besetzter Einbaum hinter einer Landzunge hervor lautlos in den See glitt, konnten wir uns nicht länger des Eindrucks erwehren, dass PM das Ganze mit Hilfe des Kerala Tourist Department für uns arrangiert hatte.

Der junge Mann, den wir schon auf der Hinfahrt bemerkt hatten und der uns mit unbewegtem, und wie ich meinte, feindseligem Gesichtsausdruck nachgestarrt hatte,

saß auf der Rückfahrt immer noch auf der niedrigen Mauer der Veranda eines noch nicht fertigen Hauses, das der Dschungel schon wieder zu überwuchern drohte und lachte übers ganze Gesicht, als er unser Auto wiedererkannte.

Hinter einer Kurve entdeckte RR, als sie zufällig aus dem Fenster nach oben sah, über uns in den Bäumen am Straßenrand zwei schwarze Affen mit hellen Haaren. PM hielt sofort das Auto an. Wir stiegen, ohne nach Möglichkeit ein Geräusch zu machen, aus und sahen zwei große Affen wie dunkle Schatten im lichten Grün der Blätter herumturnen. Es waren Lion tailed Makakus mit einem silbergrauen Haarkranz um den Kopf, die man nur noch selten zu Gesicht bekam und die vom Aussterben bedroht waren, da der Mensch ihren Lebensraum immer mehr reduzierte. Ich konnte gerade noch ein Foto machen, dann schwangen sie sich, ein Blätterrauschen und wiegende Zweige zurücklassend, in die Wipfel der nächsten Bäume und waren unseren Blicken entschwunden.

Nicht weit entfernt vom Ausgang standen sich am Straßenrand zwei mit Palmblättern und blauer Plastikfolie gegen den Monsunregen geschützte Bretterhütten gegenüber. Auf dem hölzernen Tresen, der die mit rostigem Wellblech bedeckte Veranda umgab, waren bunte Hemden, Strohhüte und Süßigkeiten gestapelt. Neben dem Eingang zur Hütte, die Tageslicht nur durch die Tür empfing, stapelten sich Getränkekisten. Die alterslose Frau hinter der wackligen Theke füllte uns mit mißmutigem Gesicht drei Gläser mit Chai. Dann bediente sie einen Einheimischen, der am Tresen im Inneren der Hütte stand. Er trank ebenfalls Chai und kaufte ein Fladenbrot. (RR: Die Teegläser waren in einem Zustand, der mich alle indischen Heiligen bitten ließ, mich vor Herpes und Schlimmerem zu bewahren. Allerdings wusste ich mittlerweile, dass ein indischer Chai alle ermatteten Lebensgeister wieder erweckt, was auch dieses Mal der Fall war.)

Um die Verkaufstheke der Hütte auf der anderen Straßenseite lümmelten die zahlreichen Mitglieder einer relativ hellhäutigen indischen Großfamilie. Sie sahen aus, als seien sie gerade einem drittklassigen Bollywood-Film entstieg. Die Frauen trugen seidene Saris und waren mit schweren Goldklunkern behängt, die Männer steckten in westlich geschnittenen Hosen und pinkfarbenen Hemden mit einer Andeutung von Rüschen am Halsausschnitt. Zwei der Männer trugen eine schlecht sitzende, schwarze Perücke auf dem Kopf. Alle machten einen wohlgenährten Eindruck und schwitzten eine unangenehme, fettige Fröhlichkeit aus. Auch der ziemlich neue, schwere Mercedes, der nicht weit von ihnen geparkt war, deutete darauf hin, dass wir es mit Angehörigen der oberen Mittelschicht zu tun hatten, denen es noch Spaß machte öffentlich vorzuführen, dass sie es zu was gebracht hatten.

Ehe wir weiterfuhren, kaufte ich fünf Päckchen Zigaretten, was die alte Frau, nachdem sie verstanden hatte, dass ich nicht fünf einzelne Zigaretten wollte, in helle Aufregung versetzte und sogar die Andeutung eines Lächelns auf ihr Gesicht zauberte.

Die Fähre

Der Tag begann sich zu neigen, und wir hielten nach dem Hinweisschild zur Fähre Ausschau, das wir auf dem Hinweg gesehen hatten, konnten es aber nicht entdecken. Schließlich fragten wir einen Einheimischen. Der sagte: ungefähr drei Kilometer in Fahrtrichtung. Mit der Fähre würden wir fünfzehn Kilometer sparen.

Nachdem wir fünf Kilometer gefahren waren und nichts gefunden hatten, fragten wir wieder einen Einheimischen. Der schickte uns zehn Kilometer in die entgegengesetzte Richtung und meinte, mit der Fähre wäre der Weg nach Cherpu fünfundzwanzig Kilometer länger. Wir fuhren also wieder zurück und stellten fest, nachdem wir den Zugang zur Fähre endlich gefunden hatten, dass wir an der Stelle, wo uns der zuerst befragte Ortskundige drei Kilometer in Fahrtrichtung weitergeschickt hatte, nur hätten wenden und ein paar hundert Meter zurückfahren müssen...

Die Fähre hatte gerade abgelegt und überquerte den grünbraunen Fluß an einer Stelle, die an eine Flußlandschaft des 19. Jahrhunderts erinnerte, wie man sie von alten Bildern kannte. Man hätte glatt Lyrik absondern können. Das Gefährt selbst, auf das wir das Auto schließlich fuhren, zeugte von dem genialen indischen Improvisationstalent und wäre in Deutschland von mindestens einem Dutzend verschiedener Behörden verboten worden. Zwei etwa einen Meter auseinander liegende, breite hölzerne Kähne hatte man mit gut fünf Meter langen Holzbrettern verbunden, was einen katamaranähnlichen Ponton mit wackligem Geländer ergab, auf dem bequem ein Auto, mehrere Fahrräder und Fußgänger Platz fanden. Angetrieben wurde das Gerät von einem asthmatischen Außenbordmotor, der uns für insgesamt dreißig Rupien leider viel zu schnell ans andere Ufer übersetzte.

In der schnell hereinbrechenden kurzen Dämmerung fuhren wir durch eine immer noch ziemlich dünn besiedelte Landschaft, vorbei an Gummibaumplantagen, über die ein tropischer Sonnenuntergangshimmel alle Farben des Regenbogens ausgoß. Nachdem wir einen letzten Kontrollposten des Forest Department passiert hatten, wurde die Besiedlung dichter, je näher wir dem Highway kamen. Sobald es dunkel war, brannte in den ansonsten völlig unbeleuchteten Ortschaften im Eingangsbereich eines jeden Hauses, das von Hindus bewohnt war, eine Öllampe, die den Göttern zeigen sollte, dass sie in diesem Haus willkommen waren. Den Highway erreichten wir bei Chalakkudy, wo wir in der gediegenen, westlich keimfreien Atmosphäre des Royal Palace Hotel mit großem Genuß Garlic Chicken aßen.

Der Verkehr auf dem Highway bei Dunkelheit war wieder atemberaubend, und mir fiel ein, dass ich morgens im Indian Express gelesen hatte, dass es im Jahr 2002 allein im kleinen Bezirk Trichur bei Verkehrsunfällen zweihundertachtundneunzig Tote gegeben hatte. Im Jahre 2003 waren es dreihundertsechzehn gewesen...

Streiktag

Zum zweiten Frühstück brachte uns AM eine Bierflasche voll Toddy, den er gerade frisch von einem Toddy maker, den er persönlich kannte, geholt hatte. Der Palmwein sah aus wie Federweißer und schmeckte auch so ähnlich. Ungekühlt und auf fast nüchternen Magen getrunken, war das Zeug allerdings gewöhnungsbedürftig. Doch wäre AM beleidigt gewesen, hätten wir die Flasche nicht leer gemacht. Eine zweite Flasche stellte er in den Kühlschrank.

Heute wurde gestreikt wegen der Verhaftung eines Hindu-Häuptlings, der bis hin zum Mord in kriminelle Machenschaften verwickelt sein sollte, was seine Anhänger natürlich bestritten. Seine Stellung, erklärte uns AM, entspreche in etwa der des Papstes bei den Katholiken. Man stelle sich vor, der Papst in Untersuchungshaft! Der Streik erstreckte sich zwar nur auf den öffentlichen und privaten Verkehr, erreichte dadurch aber fast die Ausmaße eines Generalstreiks. Privatautos, Rikschas und

Busse durften nicht fahren. Streikbrecher wurden von fanatischen Hindus mit Steinen beworfen. Franko konnte nicht zur Arbeit nach Kochi gelangen, Schulen und Universitäten machten dicht, fast alle Geschäfte waren zu. Wer es wagte, die Rolläden oben zu lassen, konnte damit rechnen, dass ihm die Scheiben eingeschmissen wurden. Wir waren also nicht mobil und verbrachten einen Ruhetag in Nalukkettu.

RR: Wir baten AM um eine „botanische Führung“ durch den privaten Dschungel auf dem Grundstück. Den größten Teil der Blumen, Sträucher und Bäume hatte er eigenhändig gepflanzt. Meistens war über uns ein dichtes, grünes Blätterdach; wir kämpften uns durch Sträucher, und nach zehn Minuten waren wir schweißnass und dicke Tropfen perlten von der Stirn. Sehr befriedigt sah ich, dass es auch AM nicht viel besser ging. Nur die Mücken, die wir aus ihrem Tagesschlummer aufstörten, stürzten sich hauptsächlich auf mich. Als AM anfing, etliche Steine umzudrehen, um uns einen Skorpion zu zeigen, blieben KB und ich in respektvoller Entfernung stehen. Wir trugen alle nur Wasserlatschen und baten ihn, doch bitte vorsichtig zu sein. Zum Glück war der Skorpion nicht zu Hause. Nach anderthalb Stunden waren wir fix und fertig und reif für die Dusche.

Monsun

KB: Im Laufe des Nachmittags setzte ein heftiger Regen ein. Es war der vom Golf von Bengalen kommende, für die Ostküste des Landes wichtige Nordost-Monsun, der dem benachbarten Tamil Nadu den ersehnten Regen brachte und Kerala, nachdem er die Western Ghats überquert hatte, nur in abgeschwächter Form erreichte. Trotzdem verwandelte er die Wege des Grundstücks innerhalb kurzer Zeit in kleine, schlammige Bäche.

Abends saßen wir auf der hinteren Terrasse, lauschten dem gleichmäßigen Rauschen des Regens und leerten mit Frankos Hilfe, der uns zeitweilig Gesellschaft leistete, die zweite Flasche Toddy, der jetzt viel herber schmeckte und auch mehr Alkohol entwickelt hatte.

Im Inneren des Hauses stürzten die Wassermassen von den vier geschindelten Dachschrägen in den offenen Innenhof, der eine Art Auffangbecken war und verwandelten ihn für kurze Zeit, da der Abfluß wieder verstopft war, in einen Pool, in dem PM kniete und versuchte, den Wasserablauf zu säubern, was ihm nach einiger Zeit auch gelang. Der Wasserspiegel senkte sich allmählich, und das Wasser verteilte sich durch ein unterirdisches Röhrensystem auf die verschiedenen Brunnen, die es auf dem Grundstück gab. Trotz des vielen Wassers war von einer Abkühlung nichts zu spüren, zur Hitze war jetzt lediglich noch mehr Feuchtigkeit gekommen. Man konnte fast zusehen, wie die Welt schimmelte und hören, wie die Pflanzen in dem künstlichen Urwald ums Haus das Wasser in gieriges Grün verwandelten. Es war die Zeit, wo Scheiße und tote Ratten aus den offenen Abwasserkanälen auf die Straßen geschwemmt wurden und die Kobras aus ihren Löchern kamen. Seit man Enten, Gänse und Hühner abgeschafft hatte, gab es allerdings laut PM keine Schlangen mehr auf dem Grundstück. Auch die Kobra, die manche keralischen Bauern als Haustier betrachteten und als Gottheit verehrten, war dank der beiden Hunde verschwunden. Was wir erleichtert zur Kenntnis nahmen und den kleinen Schauer registrierten, der uns über den Rücken lief. Denn auch wenn die meisten indischen Schlangen ungiftig waren, wurden angeblich immer noch jedes Jahr an die zehntausend Menschen in Indien von der giftigen Minderheit getötet.

Obwohl wir einen halben Meter über dem Erdboden auf glänzend roten Steinfliesen im Trocknen saßen, waren wir genau so naß, als wenn wir im Regen gestanden hätten. Mein Traumklima war das nicht. Ich sehnte mich heimlich nach einem kühlen Herbstmorgen in Mitteleuropa...

Good Morning, The Tickets Please

Die Zeitungen meldeten, daß der Streiktag weitgehend ruhig verlaufen war. Ein paar Streikbrechern waren die Reifen ihrer Autos zerstochen worden, und die Polizei hatte einen Bus davor beschützen müssen, von fanatischen Hindus mit Steinen bombardiert zu werden. Im Bus nach Irinjalakuda hatte mir zu meinem großen Erstaunen der Schaffner, nachdem ich bezahlt hatte, zwei Tickets ausgehändigt. Beim nächsten Halt stieg ein unbestechlich dreinblickender Mensch in Zivil zu, der sich als Kontrolleur entpuppte. *Good Morning the Tickets Please...* PM meinte, dass Fahrer und Schaffner genau wüßten, wann sie kontrolliert würden, denn die Kontrolle gelte weniger den Passagieren, als den Schaffnern. Und die hätten ein Warnsystem, mit dem sie sich untereinander verständigten, wenn Gefahr drohte, so dass eine wirklich überraschende Kontrolle sehr unwahrscheinlich sei. Deswegen, meinte PM, bräuchten wir uns keine Sorgen zu machen, dass wir kontrolliert würden, wenn wir keine Fahrscheine erhielten. In der Tat, wir wurden in der Folge nie wieder kontrolliert und erhielten auch nur sehr selten einen Fahrschein.

Die Elefanten-Manufaktur in Cherpu

In Wasserlatschen machten wir uns am späten Nachmittag auf den Weg nach Cherpu, wo wir die an der Hauptstraße liegende Manufaktur, in der Holzelefanten hergestellt wurden, besichtigen wollten. Die Cherpu Carpenter Cooperative bestand aus einer großen offenen Halle, in der die Stämme gesägt und so zugeschnitten wurden, dass sie weiterverarbeitet werden konnten. Zuvor waren sie von einem lebendigen Exemplar der Gattung Elefant vom Holzlagerplatz zu einer Vorrichtung getragen worden, die einer Laufschiene ähnelte, auf der vermittle Schwungrädern und Gegengewichten die Stämme zur Säge befördert wurden.

Heute schien der Betrieb etwas zu stocken, denn der Herr Elefant hatte keine Lust zu arbeiten. Autistisch schaukelte er seinen mächtigen Körper, ganz am Rande des Holzplatzes stehend, hin und her und zerrte an der Kette. Seine sonst eher freundlich gutmütigen Äuglein blickten heute boshaft und tückisch. Die Arbeiter an den Sägen standen in respektvoller Entfernung im Schutz des massiv gemauerten Gebäudes und beobachteten, was der Elefantenbulle trieb. Als ich wegen eines Fotos ein bißchen näher an ihn ran wollte, wurde ich energisch zurückgewunken. Leider sprach niemand Englisch, und so konnten wir nur vermuten, dass das Tier entweder krank war oder brünstig; dann, das hatten wir gehört, sollten Elefanten unberechenbar und gefährlich sein. Es war vorgekommen, dass sie in solchen Situationen auch ihren vertrauten Mahout zu Tode getrampelt hatten.

Am Rande der Halle wurden die Konturen eines fast mannshohen Elefanten aus einem Stück Holz mit der Axt herausgeschlagen. In der Halle selbst wurde die grob zugehauene Form von einem anderen Mann dann weiter bearbeitet. Weitere fünf oder sechs Arbeiter saßen mit hochgeschürztem Mundu im Schneidersitz auf Bergen von Holzspänen, hielten verschieden große Werkstücke mit den Füßen fest und

holten mit Holzhammer und feinem Stechbeitel die Form, die sie zuvor mit einer Pappschablone angerissen hatten, aus dem Material heraus.

Auch hier sprach niemand Englisch, nur ein älterer Arbeiter lächelte uns freundlich an und sagte *Welcome*. In der Halle, die außer von dem geringen Tageslicht nur durch zwei von der Decke herabhängende Glühbirnen erhellt wurde, herrschte Brutkastentemperatur. Doch es roch angenehm nach frischem Holz und Leim und Holzlack. So oder so ähnlich mochte es in europäischen Manufakturen lange vor der industriellen Revolution ausgesehen haben. Die Atmosphäre war gut. Es wurde fleißig aber ohne Hektik gearbeitet. Keine Maschine bestimmte das Arbeitstempo.

Leider sprach auch im Verkaufsraum, wo sich in einer Ecke das Büro befand, niemand Englisch. Wir hätten gern erfahren, was die geschickten Hände hier verdienten, wieviele Elefanten man am Tag herstellte usw. Zwei Frauen und ein Mann hielten sich in dem Verkaufsraum auf. Die eine Frau stellte einen sitzenden (!) Elefanten vor uns auf den Tresen. In den Regalen standen neben den Elefanten auch Löwen, Nashörner sowie ein Elch (!). Alle waren dick mit Staub bedeckt. Auffallend war, dass die in Kerala hergestellten Elefanten traurig den Rüssel hängen ließen. Offensichtlich hatte es sich noch nicht herumgesprochen, dass in Europa hauptsächlich Elefanten mit fröhlich erhobenem Rüssel als Glücksbringer begehrt waren.

Auf dem Heimweg hatte der Regen sich in weißen Wasserdampf verwandelt, der in dunstigen Schwaden aus dem Erdboden aufstieg und auch den künstlichen Urwald auf dem Grundstück wie ein geheimnisvolles Stück Urnatur aussehen ließ.

Morning has broken...

Um sechs Uhr morgens war ich aufgestanden. Die Lärmbeschallung aus dem Tempel störte mich inzwischen nicht mehr. Sie gehörte zum Erwachen der Natur wie die dramatisch sich zuspitzenden Schreie des unbekanntes Vogels und das Krähen der Hähne. Zehn Minuten später war es hell, und ich nahm den Korbstuhl und stellte ihn von der Terrasse ins Freie. Jetzt hatte ich endlich ein Stück freien Himmel über mir, in den nur die gefächerten Blätter der Palmkronen hineinragten. Ein Glücksgefühl flatterte um den Solarplexus. Es war die Zeit am Morgen, wo die Moskitos noch in dichten Wolken umherschwirrten. Etliche ließen sich auf meinen nackten Beinen nieder. Sie waren so vollgefressen und träge, dass ich sie mühelos klatschen konnte. Ab halb acht mischte sich von der fernen Landstraße gedämpfter Verkehrslärm ins Vogelgezwitscher, und der Tag begann. Um acht Uhr kamen Ameni und Arishi und begannen ihr Tagwerk. Ich saß ihnen im Wege. Außerdem war die Sonne über den Dachfirst gestiegen, und es wurde zu heiß unter dem weißblau lodernden Himmel.

Hundefutter und Juwelen

Nach dem Frühstück begleiteten wir PM zur Kerala Agricultural University, die auf einem am Rande von Tichur gelegenen parkähnlichen Gelände zu Hause war, wo er in der Abteilung für Veterinary and Animal Sciences Hundefutter kaufte. Hier wurde unter hygienischen Bedingungen, die denen in Mitteleuropa glichen, geschlachtet und auch Fleisch an Endverbraucher verkauft. PM kaufte für die Hunde Leber und Knochen gemischt für zwanzig Rupien das Kilo. Ein Kilo Rindfleisch kostete sechzig, ein Kilo Schweinefleisch achtzig Rupien. Ein kleiner, smarterer Typ kam auf uns zu,

den PM als Professor Soundso vorstellte. Der versuchte, mit einem Redeschwall und lebhaft mit den Armen gestikulierend, PM davon zu überzeugen, die Hunde doch mit reinem Beef zu füttern. Mit unserer Unterstützung gab PM ihm zu verstehen, dass wir, solange es Menschen gab, die nur ein paar Kilometer von hier verhungerten, nicht nachvollziehen konnten, was daran so toll sein sollte, seinen Hund mit reinem Beef zu füttern. Was er mit einem halb verständnislosen, halb belustigten Achselzucken quittierte. Für ihn war Beef an die Hunde verfüttern ein reines Statussymbol, das sich ein reicher Ausländer leisten konnte und sollte. Tat er das nicht, so war er in den Augen des Profs ein Snob. So zumindest interpretierte es PM.

Ehe wir weiterfuhren, gingen wir zu einem von Gewächshäusern und Versuchspflanzungen umgebenen kleinen Platz, auf dem sich um den offenen Kiosk eines Indian Coffee House eine Handvoll kreisrunder Pavillons gruppierte, die von einem wadenhohen Mäuerchen eingefasst waren und unter deren mit Bambusgras gedeckten, kegelförmigen Dächern ein gemauerter Tisch mit runder Steinplatte und ein paar Plastikstühle standen. An einer blechernen Kinderrutsche lehnte ein typischer Keralabesen, bestehend aus einem Bambusgriff und langen, gefächerten Gräsern. Daneben stand eine weiße Schaufel. Allein der Anblick von Besen und Schaufel bewirkte, daß die angenehm cleane, akademisch kühle Atmosphäre die Hitze in den Hintergrund des Bewusstseins treten ließ. Wir tranken einen sehr guten Kaffee und hätten es wunderbar gefunden, wenn es solche Ruhepunkte überall gegeben hätte. Erst mit extremer Sauberkeit gepaart, die wir im gemäßigten Klima Mitteleuropas als pathologisch empfunden hätten, wurde das hiesige Klima erträglich.

In Trichur führte uns PM in die heiligen Hallen des teuersten Juweliers der Stadt. Das Preisniveau entsprach ungefähr dem von Uhren Christ an der Frankfurter Hauptwache. Viel Glas, viel Gespiegele, edle Hölzer. An Decken und Wänden pompöse, grellbunte Malereien, deren Themen einer populären Version der indischen Mythologie entnommen schienen. So hatte eine junge Dame die Seile ihrer Schaukel am Regenbogen befestigt und schaukelte schleierumweht ihre nackten Titten über einer Traumlandschaft. Wären nicht die in einer Reihe hinter den gläsernen Verkaufsvitrinen angetretenen Verkäufer gewesen, die aussahen wie Kellner eines Fünf-Sterne-Hotels, hätten wir gedacht, uns in der Vorhalle eines Raja-Palastes zu befinden. Da hier nur Goldschmuck und edle Steine verkauft wurden, wir aber Silber und nicht so edle Steine wollten, waren wir, nachdem RR so getan hatte, als ob sie an einigen Sachen interessiert wäre, schnell wieder draußen, wo wir uns von PM trennten.

Fußkettchen aus Silber

In der High Road, einer sehr lebhaften Basarstraße, lag ein kleiner Juwelierladen am anderen, und es wurde überwiegend Silberschmuck verkauft. Wir klapperten eine ganze Reihe von Läden ab und gingen dann wieder zurück zum ersten, wo RR hübsche Ohrringe gesehen hatte. Der Besitzer hatte ein offenes, sympathisches Gesicht und schien nicht der Typ Händler zu sein, der darauf aus war, ausländische Touristen übers Ohr zu hauen. Während wir vor den Verkaufsvitrinen saßen und darauf warteten, dass der Besitzer, der zwei indische Frauen bediente, sich uns zuwandte, ging draußen eine junge, zigeunerhaft aussehende Frau mit einem Kind auf dem Arm vorbei. Sie blickte uns direkt ins Gesicht, und ihre Augen sagten, wir haben Hunger, gebt uns eine Rupie. Der Ladenbesitzer hatte sie ebenfalls bemerkt und ignorierte sie. Wir taten das Gleiche, und sie ging weiter.

RR: Ich hatte in der Zwischenzeit bereits in Erfahrung gebracht, dass der Schmuck, der mir für die Töchter vorschwebte, überwiegend in Nord-Indien hergestellt und verkauft wurde. Da wir alle nicht so gern Goldschmuck mochten, war ich erleichtert, hier in der „Juwelierstraße“ auch Silber zu finden. Die keralischen Frauen trugen fast nur Goldschmuck, den ich zum größten Teil als kitschig empfand, der für viele Frauen aber ihren einzigen Besitz darstellte. Nur die Fußkettchen, die etliche Frauen und viele Kinder trugen, waren aus Silber. Bei „meinem“ Juwelier erstand ich also Fußketten für die Töchter, Ohrringe für uns alle und für mich noch zwei zarte silberne Halsketten. Die Augen des Juweliers begannen zu leuchteten, er witterte das große Geschäft. Nachdem er sich erkundigt hatte, ob wir Christen seien und KB zustimmend etwas gemurmelt hatte, kramte er Silberringe, die auch als Rosenkranz dienen konnten, hervor, silberne Kreuze und ähnliches, doch wir winkten ab. Zum Schluss wurde alles auf eine kleine Waage gelegt und der Preis jedes Schmuckstücks nach Gewicht berechnet. Wir zahlten dreitausendzweihundertfünfzig Rupien (knapp sechzig Euro für uns; für den Juwelier entsprach das einem Wert von tausendsechshundertfünfzig Euro). Als wir nach einem Mengenrabatt fragten, wird der sympathische Mensch einsilbig und sagt etwas beleidigt, dass wir den korrekten Preis zahlen.

Air Mail

In dem Juwelierladen hatte sich an der Decke schwerfällig ein uralter Ventilator gedreht, der zwar keine Kühlung brachte, aber immerhin die heiße Luft etwas durcheinander wirbelte und unseren Schweiß trocknete. Dieser brach auf der Straße sofort wieder aus, als wir uns auf den Weg zum Postamt machten. Wir hatten inzwischen schon fast die Geschicklichkeit und gottergebene Wurschtigkeit der Keralesen erreicht, was das Überqueren einer Straße betraf. An großen Kreuzungen sah man uns zwischen Bussen, Rikschas und Motorrollern wie die Hasen hakenschlagend über die Straße hoppeln.

Im Postamt macht mich eine freundliche Beamtin darauf aufmerksam, dass ich auf alle Postkarten (ich konnte es nicht lassen, auch in Indien welche zu schreiben) noch „Air Mail“ draufschreiben muß. Dann geht sie zu einem Kollegen, der unentwegt eine alte Frankiermaschine kurbelt und kommt zu mir zurück, um mir strahlend jede Karte mit dem darauf gestempelten Porto zu zeigen.

Unsere Hoffnung auf einen Sitzplatz im Bus nach Cherpu wird erfüllt. Vor mir sitzt eine Frau, die einen ca. zweijährigen Knaben auf dem Schoß hat, der auf seiner Stirn einen schwarzen Punkt trägt und mich aus großen, mit Kajal umrandeten Augen anstarrt.

Zwischen Manufaktur und Fabrik

KB: Die Ziegelei lag etwas außerhalb Trichurs. Die Gebäude und der hohe, rechteckige Schornstein waren aus braunroten Backsteinen gemauert. Im Bürogebäude, wo PM, den wir begleiteten, als der reiche Saipu bedient wurde, schien man gerade Feierabend machen zu wollen. Doch die Produktion lief noch auf vollen Touren. Ob hier auch nachts gearbeitet wurde, vergaßen wir leider zu fragen. Der Betrieb war nicht mehr Manufaktur und noch nicht ganz Fabrik. Wir hatten das Gefühl, uns in einem Film, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielte, zu bewegen. Hier konnte man eine Übergangsperiode studieren, wo die Menschen

noch die Illusion hatten, dass die Maschinen die Arbeit erleichtern, während diese weitgehend schon dabei waren, den Arbeitsrhythmus der Menschen zu bestimmen.

In den Werkhallen herrschte Halbdunkel, das durch ein paar von der Decke herabhängende Glühbirnen noch verstärkt wurde. Es war eine Schattenwelt, durch die wir uns bewegten. Jeder Lichtstrahl schnitt Staubsäulen aus dem weichen Dämmerlicht, durch das sich Frauen im Arbeitssari, mehrere Ziegelsteine übereinander gestapelt auf dem Kopf transportierend, anmutig hin und her bewegten. Ein an der Decke aufgehängtes Förderband rüttelte in Brusthöhe mit Kettengerassel von irgendwo nach nirgendwo. Es roch nach staubigen, eben abgeernteten Kornfeldern und heißem Maschinenöl. Etwa zweihundert Menschen arbeiteten hier. Davon waren zwei Drittel Frauen. Die Vorarbeiter waren Männer. Soweit wir das beurteilen konnten, hatte keine der Maschinen Schutzvorrichtungen. Reparaturschweißarbeiten wurden an der laufenden Maschine vorgenommen. Absauganlagen oder Staubmasken sahen wir keine. Gottvertrauen ersetzte den Unfallschutz.

Hunderte von LKWs brachten täglich Lehm von den Reisfeldern und luden ihn auf den Höfen, die die Werkhallen umgaben, ab, wo er von Sonne und Luft getrocknet wurde. Anschließend wurde die Masse zu Pulver zermahlen und, mit Wasser vermischt, zu groben rechteckigen Platten geformt, aus denen man Ziegel jeder Form und Größe herstellen konnte. In Trockenkammern wurden sie eine Woche luftgetrocknet, während der Monsunzeit dauerte es über drei Wochen, dann wurden sie in riesigen gemauerten Öfen, die mit dem Holz der schnellwachsenden Gummibäume geheizt wurden, gebrannt. Die bei dem Brennvorgang entstehende Abwärme wurde mittels Ventilatoren durch ein unterirdisches Röhrensystem zurück in die Trockenräume geleitet. All dies wurde uns von einem leidlich Englisch sprechenden Vorarbeiter erklärt. Da wir wie eine hochrangige ausländische Besucherdelegation herumgeführt wurden, konnte ich hemmungslos fotografieren und mich darauf verlassen, dass RR mir später alles Wichtige erzählen würde. Ich war lediglich bemüht, die Gruppe nicht aus den Augen zu verlieren, denn allein hätte ich Angst gehabt, aus diesem staubdunklen Labyrinth je wieder herauszufinden.

Disneyland und Vogelperspektive

Von der Erhebung, auf die sich eine schmale Straße emporschraubte, hatte man einen weiten Blick über die Stadt und das flache Land. PM fluchte, dass es auch hier jetzt einen Schlagbaum gab, neben dem ein uniformierter Mensch in einem Kassenhäuschen saß und die Hand aufhielt. Auf der Hügelkuppe sahen wir die trostlosen Überreste eines vor zehn Jahren errichteten „Vergnügungsparks“ vor sich hinrostet. Es gab dort ein kleines Karussell, eine Kinderrutsche und ein betoniertes Becken, in dem man, wäre es mit Wasser gefüllt gewesen, im Kreis herum hätte Boot fahren können. Alles war, da in einem lebensgefährdenden Zustand von Baufälligkeit, abgesperrt. Das Ensemble aus rostigen Metallteilen und mangelhaftem Beton hatte genau ein Jahr seinen Zweck erfüllt, nämlich den Erbauern eine Gelegenheit zu bieten, sich auf einer ‚künstlerisch‘ gestalteten Betonmauer namentlich als Stifter dieser herrlichen Vergnügungsparkruine verewigen zu lassen. Die vor der Mauer aufgepflanzte Fahnenstange ließ darauf schließen, dass man hier an bestimmten Feiertagen, wenn die Flagge gehißt war, erbauliche Reden gehalten hatte. Früher, als dieser wunderschöne Hügel noch nicht vom Verewigungszwang geltungsgieriger Provinzfürsten verschandelt war, hatte sich hier die Jugend Trichurs getroffen. Hier konnte man einen draufmachen, ein bißchen

Party, ein bißchen Flirten, und alles unbeobachtet von den Sittenwächtern der Hindutradition. Das hatte man unterbinden wollen und deshalb etwas hingestellt, wofür man Eintritt verlangen und damit den Jugendlichen den freien Zugang vermiesen konnte.

Der Ausblick auf das dicht besiedelte Land unter uns war von eigenartiger Schönheit. Man sah im Osten die Kammlinie der Western Ghats aus dem Rauch der Herdfeuer, die die Ebene mit einem milchigen Dunst bedeckten, herausragen. Die Wasserflächen der Reisfelder, in denen die untergehende Sonne badete, waren wie riesige Spiegel übers Land verstreut. Bei einer Temperatur um die dreißig Grad war der überall aus den Palmenhainen aufsteigende Rauch der Holzfeuer, auf denen gekocht wurde, etwas, was diese Landschaft von jeglicher europäischen Sommerlandschaft unterschied und ihr einen besonderen Reiz verlieh. Hier oben roch man den über dem ganzen Land liegenden rauchig öligen Duft nach verbranntem Gummibaum, mit dessen Holz die Kochstellen überwiegend beheizt wurden und der den Kokosölgestank, der die Niederungen dominierte, angenehm überdeckte.

Chai und Frust und Tod eines Politikers

KB: Wenn ich gegen sechs Uhr morgens aufgestanden war, ging ich als erstes in die Küche, aß einen von Ameni am Tag vorher frisch zubereiteten Joghurt mit Weizenkleie, dann setzte ich mich unter den um diese Zeit noch sanften Morgenhimmel und blätterte den HINDU und den INDIAN EXPRESS durch oder schaute einfach in die Welt, die mich mit einer fast schmerzhaften Üppigkeit umgab. Gegen sieben Uhr holte ich mir einen Chai aus der Küche, den PM jeden Morgen nach der Massage in einer aufwendigen, rituellen Zeremonie zubereitete. In Europa konnte ich Tee mit Milch und Zucker nicht ausstehen, hier schmeckte er süchtigmachend, und ein Tagesbeginn ohne einen Edelstahlbecher voll süß klebrigen Chai war nicht denkbar. RR's Morgentoilette ging noch mal so schnell, nachdem ich ihr das süß duftende, dampfende Gebräu die steile Treppe, ohne einen Tropfen zu verschütten, hochbalanciert und vor den Badezimmerspiegel gestellt hatte.

Im City Center in Trichur kaufte ich in einer Edelboutique für fünfhundert Rupien ein Paar handgearbeitete Schuhe, die ich, wie mir erst in Frankfurt auffiel, höchstens beim Mitmarschieren in der Christopher Street Day Parade hätte tragen können. Da ich aus dem Alter raus war, würde ich sie als skurriles Souvenir an die Wand nageln. RR leistete sich auch ein Paar Schuhe und einen grünen Seidenschal. Das waren eindeutige Frustkäufe, zu denen wir bei gemäßigttem Klima durchaus nicht neigten.

In der Bakery gab es weder Tea noch Coffee, alle Maschinen waren kaputt. Aus Prestigegründen hatte man sich teure westliche Fabrikate aufschwätzen lassen, für die es hier weder Ersatzteile noch Techniker gab, die sie hätten reparieren können. Saft gab es ebenfalls keinen. Only Milk Shakes. RR nahm einen Shoko Mix mit Apfelkuchen, ich aß einen halben Chicken Burger. Einen ganzen schaffte ich nicht, da mein Magen wegen der Reisdiet ziemlich geschrumpft war. Doch ich hatte wenigstens einen anderen Geschmack im Mund und eine andere Konsistenz zwischen den Zähnen, und der Magen fühlte sich etwas gefüllt an. (RR: In der Bakery spricht mich eine ca.fünzigjährige Inderin in astreinem Deutsch an. Ob ich aus Deutschland käme? Es stellt sich heraus, dass sie ein halbes Jahr in Bad

Honnef und ein halbes Jahr in Indien lebt. Beim Hinausgehen sagt sie: *Viel Spaß noch! Alles Gute!*)

Abends berichtete BBC World News vom Tode Arafats in Paris. AM war sehr traurig, denn Arafat war auch für Kerala, als einem Teil der Dritten Welt, eine wichtige Figur, ein Hoffnungsträger gewesen.

Mit dem Bus nach Kodungaloor

Für die fünfundzwanzig Kilometer brauchte der Fahrer trotz sportlichster Fahrweise eine Stunde. Der Spaß kostete für uns beide vierundzwanzig Rupien, ca. zweiundvierzig Cent. (RR: Alle Plätze im Bus sind besetzt. Auf der Sitzbank gleich neben der Tür rücken zwei Frauen zusammen und machen zwanzig Zentimeter Platz für mich. Ich gucke zweifelnd, da die Bank gerade Platz für zwei sehr schmale Frauen bietet. Trotzdem quetsche ich mich, freundlich lächelnd, dazu. Rechts drückt schmerzhaft ein Metallteil des Sitzes in meinen Oberschenkel. Gerade als ich wieder aufstehen will, weil ich es nicht mehr aushalte, wird hinter mir ein Platz frei, auf den ich mich setze. Ich beuge mich vor und sage *Nanni* (danke) zu den beiden Frauen. Sie lachen.)

KB: Kodungalloor schien etwas größer als Irinjalakuda zu sein. Es hatte eine glanzvolle historische Vergangenheit, von der heute leider nichts mehr zu sehen war. Man hatte römische Münzen gefunden, einen römischen Tempel sollte es gegeben haben, der Römer Plinius, der diese Gegend im ersten Jahrhundert n.Ch. bereiste, hatte vom *wichtigsten Handelszentrum Indiens* gesprochen. Der Hafen war tatsächlich bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, als er wegen einer Überschwemmung versandete, der wichtigste Hafen der Malabarküste gewesen. Kochi hatte seine Nachfolge angetreten, da sein Naturhafen leichter auszubauen gewesen war.

Nachdem er einen breiten Wasserarm mit palmenbestandenen Ufern überquert hatte, fuhr der Bus durch eine von Leben wimmelnde Basarstraße fast im Schrittempo bis zum Busbahnhof. Dort sortierten wir unsere von der Fahrt durchrüttelten Gliedmaßen und gingen auf gut Glück in irgendeine Richtung. Wir hatten gelesen, dass die Stadt auf einer Art Insel lag zwischen Arabischem Meer und den Backwaters. Die Luft war heiß und klebrig. Jeder Schritt kostete eine Menge Energie.

Als die eingeschlagene Richtung sich als unergiebig erwies, die breite, sehr belebte Straße schien aus der Stadt hinaus zu führen, gingen wir in die entgegengesetzte Richtung. Irgendwelche Hinweisschilder gab es natürlich nicht, die uns verraten hätten, wo es etwa zum Zentrum oder zum Meer ginge. Um nicht nur von unserem Instinkt abhängig zu sein, betraten wir, in der Annahme, dass man dort Englisch verstehen würde, einen Juwelierladen, und in der Tat, man beschrieb uns den Weg ins Zentrum. Da würden wir automatisch nach ein paar hundert Metern am Tourist Office vorbeikommen. Man schrieb uns freundlicherweise die Abkürzung KTDC für Kerala Tourist Development Corporation auf einen Zettel, und wir trabten los. Immer Ausschau haltend nach diesen vier Großbuchstaben. Irgendwann, als wir mindestens zwei Kilometer gelaufen waren, wurde uns klar, dass wir dieses Office nie oder wenn, dann nur durch einen verrückten Zufall finden würden. Außerdem wußten wir sowieso nicht mehr, was wir dort fragen wollten. Mittlerweile waren wir in der Nähe eines Tempels angelangt.

Der Kurumba Bhagavati-Tempel lag auf einem ausgedehnten Gelände mitten im Herzen des Städtchens. Ein breiter, staubiger Weg führte an schwarzweiß gefleckten, an der schimmlichen Tempelmauer weidenden Ziegen vorbei zu einem Seitentor. Linkerhand der Tempelteich, auf dem in Ufernähe Seerosen und Lotosblüten schwammen. Einige Pilger waren dabei, die rituellen Waschungen vorzunehmen. Ein Mann war damit beschäftigt, seine Gummilatschen zu säubern, dann wusch er sich selbst. Das Tor zum Vorhof des Heiligtums war weit geöffnet, und es schien, dass sich niemand daran gestört hätte, wenn wir weitergegangen wären. Ein junger Mann im Mundu gab uns sogar durch Gesten zu verstehen, dass wir ruhig näherkommen sollten.

Gleich hinter dem Eingangstor hatte vor einem gemauerten Gebäude, das wie eine öffentliche Toilette aussah, eine Frau unter einer der allgegenwärtigen blauen Plastikregenplanen ihren Stand aufgebaut, wo sie den Pilgern die farbigen Zeichen, die vom Tempelbesuch kündeten, gegen eine kleine Gebühr auf die Stirn malte. Im Hintergrund des weitläufigen Hofes an der Außenmauer des eigentlichen heiligen Bezirks hatte sich eine lange Menschenschlange gebildet, deren Anfang und Ende wir nicht sehen konnten und die offensichtlich ins Innere des Heiligtums führte. Da wir befürchteten, dass unseren Füßen das obligatorische Barfußgehen auf dem mit vielen spitzen Steinchen übersäten, teils mit großen Pfützen bedeckten, teils schon wieder staubtrockenen Lehmboden nicht bekommen wäre, verzichteten wir auf einen Rundgang.

Es hätte uns bestimmt niemand das Recht streitig gemacht, uns auf dem Gelände, auch wenn wir nicht wie Hindus aussahen, frei zu bewegen, denn dies war ein besonderer Tempel, wie wir später erfuhren. Er hatte als einer der ersten in Kerala den niederen Kasten den Zutritt erlaubt, der ihnen bis dahin verwehrt gewesen war. Seitdem wird hier zu Ehren der Göttin Baghavati einmal im Jahr (März/April) ein bacchantisches Fest gefeiert, das vor allem die ‚Unterschicht‘ anlockt, bei dem sehr viel Alkohol fließt, und wo bei lärmenden Prozessionen um den Tempel herum Lieder mit obszönen Texten gesungen werden. Nicht alle Anwohner sollen von diesem Fest begeistert sein.

Wir gingen durch das äußere Tor wieder zurück und folgten der Tempelmauer, die direkt an die Basarstraße grenzte. In den kleinen, zur Straße hin offenen Läden hingen Bananenstauden von der Decke, Obst und Gemüse türmte sich in den Auslagen. Jeder Händler hoffte von dem Pilgerandrang, der heute herrschte, zu profitieren. Gegenüber dem nördlichen Tempeltor sahen wir schlichte, einstöckige Pilgerherbergen und billige Garküchen, die im Erdgeschoß auf offenem Feuer ein orientalisches Duftgemisch produzierten. Sogar Hairstylers und einen Gents Beauty Parlor (also einen Schönheitssalon für Herren) gab es. An anderen Ständen wurden Ketten aus weißen Blüten verkauft, die sich viele Frauen in die zum langen Pferdeschwanz gebundenen, von Kokosöl glänzenden, schwarzen Haare geflochten hatten.

Was uns besonders auffiel, war eine lange Schlange von Pilgern, links die Frauen, rechts die Männer, die in einer Art Gasse, die von auf hohen Stangen ruhendem, rostigen Wellblech überdacht war, verschwanden. Auf einem Transparent hoch über den Köpfen stand etwas auf Malayalam und darunter etwas in lateinischer Schrift, was uns aber nichts sagte. Erst zu Hause beim Betrachten des Fotos konnten wir entziffern, was dort stand: PRASADA. Die Götterspeise! Es war der oblatengroße Klecks aus süßem Klebereis, um den man hier geduldig anstand, weil dessen

Verzehr, wie bei den Christen das Abendmahl, den rituellen Abschluß des Tempelbesuchs bildete.

Im Tempelvorhof, den wir gleich anderen Besuchern, ohne die Schuhe ausziehen zu müssen, durchschritten, um zum Haupteingang zu gelangen, sahen wir einen älteren Pilger, der in einen karmesinroten Dhoti und ein togaähnliches Oberteil von gleicher Farbe gekleidet war, was ihn selbst in dieser Umgebung exotisch aussehen ließ. Es war ein alter Mann, der in seinem Dorf wahrscheinlich als ‚Seher‘ verehrt wurde und den wir uns beim großen Tempelfest im Frühling vorstellen konnten, wie er bei der Prozession mit einem an eine Sense erinnernden Säbel herumfuchtelte und sich und anderen Pilgern leichtere Verletzungen beibrachte. Wenn dabei Blut floß, so war das nicht ungewollt, sondern Sinn der Sache, denn Blut spielte eine wichtige Rolle bei den rituellen Gebräuchen.

Unter einem noch nicht sehr alten Banyantree, der aber trotzdem schon ein sehr ausladendes, schattenspendendes Blätterdach hatte, bemerkten wir auf einem übermannshohen, von fleckiger rosa Tünche bedeckten Sockel die Skulptur eines weißen Huhns mit rotem Kamm und gelbem Schnabel, die weder abstrakt noch konkret sondern dilettantisch naiv war. An dieser Stelle waren bis in die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts bei den Zeremonien zu Ehren der Göttin Bhagavati rituelle Schlachtungen von Hühnern erfolgt. Daran sollte die Skulptur erinnern. Heute symbolisierte ein Stück rotes Tuch die ehemals blutige Opferzeremonie.

Das Tor, durch das wir jetzt das Tempelgelände verließen, führte auf eine breite, von flachen Holz- und Betonhäusern gesäumte Straße, auf der ein lebhafter Verkehr tobte. Wir waren erschöpft, es war unerträglich heiß, es gab keinen Schatten, und wir suchten verzweifelt ein Indian Coffee House, wo wir uns hätten hinsetzen und ausruhen und etwas essen und trinken können. Unsere Nachfrage, wieder in einem Juweliergeschäft, ergab, dass es in Kodungalloor kein I C H gab. Man zeigte uns eine Bakery an der Straße, wo man Kaffee im Stehen trinken konnte. Mehr gab es nicht. Ich hatte zwar für alle Fälle eine Flasche lauwarmes Wasser im Rucksack, aus der ich ab und zu einen Schluck trank; wenn ich pinkeln mußte, konnte ich mich ungeniert an eine Mauer stellen, doch für RR war das schwieriger. Alles, was wir sahen, lud weder dazu ein, etwas zu sich zu nehmen noch etwas von sich zu geben. Um wenigstens einen Moment sitzen zu können, hielten wir eine Rikscha an und ließen uns zur berühmten Moschee fahren, die, das hatte man uns im Juwelierladen gesagt, zwei Kilometer von hier entfernt war.

Wir hatten nicht daran gedacht, vorher den Preis auszuhandeln. Der Fahrer wollte zwanzig Rupien, wir gaben ihm, da wir wußten, dass es nicht mehr als zehn kosten durfte, fünfzehn, und er war zufrieden. Die Moschee lag direkt an der Straße und war nur durch eine hellblau getünchte Mauer von ihr getrennt. Auch die Fassade aus Beton und die mächtigen, ebenfalls aus Beton bestehenden Minarettürme mit Kugeldach und chromblitzenden, in jede Himmelsrichtung weisenden Lautsprechern waren babyblau und sahen aus wie schnell ein Foto machen und nichts wie weg. Auf dem schmiedeeisernen Tor stand geschrieben, dass dies die erste Moschee sei, die in Indien errichtet worden war. Angeblich im siebten Jahrhundert. Sie war anfangs aus Holz gewesen, doch vor einigen Jahren mussten die Außenmauern wegen Wetterschäden neu aus Beton errichtet werden.

Als ich ein Foto machen wollte, wedelte der am Tor postierte Wächter drohend mit dem Zeigefinger und wies zu einer Bretterbude, wo Eintrittskarten und auch

Fotopermissions verkauft wurden. Da Frauen das Gelände sowieso nicht betreten durften, zeigten wir ihm im Geiste den Mittelfinger und gingen in eine Seitenstraße, die parallel zur Moscheemauer verlief. Nachdem ein mißtrauischer Mensch, der über die Mauer hinter uns her geglotzt hatte, verschwunden war, fotografierten wir die babyblauen Betontürme, gingen im Schatten einiger Bäume weiter bis zum Ende des Moscheegeländes und bogen dann nach rechts ab in eine Seitenstraße, die parallel zur Hauptstraße wieder zum Tempel sprich zur Stadtmitte zurückführen mußte.

Immer auf der Straßenseite, die einen Hauch von Schatten versprach, trabten wir durch den Staub des frühen Nachmittags. Die wenigen Klamotten, die wir an hatten, klebten am Körper, die Zunge am Gaumen. Fatalistisch einen Fuß vor den anderen setzend, schlichen wir unter der unbarmherzigen Sonne, gegen die nur ein Regenschirm geholfen hätte, den wir aber nicht hatten, einem nur in groben Umrissen bekannten Ziel entgegen, das ebensogut zweihundert oder zweitausend Meter entfernt sein konnte. Schon der Gedanke, jetzt noch St. Thomas Church zu besuchen, hatte etwas Absurdes. Wir waren nur noch von dem einen Wunsch beseelt: eine Haltestelle zu finden, wo ein Bus nach Irinjalakuda und damit zum nächstgelegenen I C H abfuhr.

Rechterhand führte ein etwas abschüssiger, asphaltierter Weg zu einem kleinen See hinab, an dessen Ufern, inmitten von schattenversprechenden Palmen und exotischem Grünzeug, mittelständische Einfamilienhäuser standen. Wir setzten uns auf eine niedrige Steinmauer, schauten auf den rechteckig wie ein Temple Tank angelegten See und genossen die für eine indische Stadt ungewöhnliche Stille. In den geräumigen Vorgärten der Häuser trocknete Wäsche. Wir hörten Kinderstimmen. Ein Hahn krächte. Hühner scharrten im heißen, roten Staub am Straßenrand. Über den Seerosen in Ufernähe schwirrten riesige, feuerrote Libellen, die, wenn sie sich auf einer Pflanze niederließen, wie eine zu ihr gehörende Blüte aussahen. Eine friedliche Oase inmitten des ansonsten lärmenden Treibens dieses Städtchens. Bis auf eine junge Frau im Sari, die sehr schön war und mit großer Anmut an einer Zapfstelle zwei Metallkrüge abstellte, um sie mit Wasser zu füllen, waren wir für einen winzigen Augenblick die einzigen Menschen auf der Straße.

Das Glück dauerte nur kurze Zeit. Bald kamen zwei junge Männer im Mundu angeschlendert, gingen an uns vorbei, flirteten ein bißchen mit der jungen Frau, die beim Lachen wunderbare Zähne zeigte und ließen uns dabei nicht aus den Augen. Jeden Blickkontakt vermeidend, taten wir so, als beobachteten wir interessiert das Treiben der roten Libellen. Als der eine der beiden Männer freundlich lächelnd auf uns zukam und fragte *Whatsyourname*, hatten wir uns zum Glück soweit erholt, dass wir, ein Grinsen anknipsend, unseren Weg fortsetzen konnten. Wir hätten die Frau an der Wasserstelle gern fotografiert, doch auf unsere fragende Gebärde winkte sie lächelnd ab.

RR: Während wir langsam durch die Straßen gehen und ich mir mit einem bereits klitschnassen Taschentuch immer wieder den Schweiß aus dem Gesicht zu wischen versuche, kommen wir an einem Komplex mit Schulgebäuden vorbei. Nach dem Kinderstimmen-Geräuschpegel zu urteilen, ist offenbar gerade Pause. Als die Kids uns erblicken, hängen sie aus allen Fenstern und über die Schulhofmauer, starren uns kurz an, bis sich ein Knabe ein Herz fasst, *Hello* ruft und uns zuwinkt. Wir ringen uns ein Lächeln ab und winken zurück. Jetzt ist die Hölle los, alle schreien und winken begeistert, so dass wir froh sind, als wir die Gebäude hinter uns gelassen haben.

Doch die Erholung ist für mich nur kurz. Ein Kleinlaster brettert einen halben Meter entfernt an mir vorbei. Als er direkt neben mir ist, betätigt der Fahrer das Wichtigste, was es für einen Inder in einem Auto gibt: die Hupe. Mein linkes Ohr ist wie taub. Irgendwann höre ich nur noch ein grauenvolles Pfeifen, was nach ca. fünf Minuten langsam schwächer wird, und mein Hörnerv fängt wieder an zu reagieren. Ich bin fix und fertig, erkläre KB, dass es mir egal ist, ob ich mir irgendwas einfange und steuere eine winzige Bretterbude an, wo ein alter Mann Chai verkauft. Er freut sich, als wir zu ihm treten und gießt mit indischem Schwung, das heißt, aus einer Höhe von mindestens dreißig Zentimetern souverän den heißen Tee in die Gläser. Hinter seiner Bude steht eine Metallbank, auf der wir uns niederlassen. Den Tee genießen wir in kleinen Schlucken, ab und zu wedeln wir matt die Fliegen vom Glas und schauen auf die staubige Straße. Offenbar haben wir nach gut drei Wochen in Kerala doch ein bisschen von der Lebenseinstellung der Einheimischen verinnerlicht. Auf jeden Fall merken wir, wie der Zucker in dem starken Tee uns wieder neue Energie liefert. Und bevor einige Männer, die neugierig immer näher gekommen sind, uns wieder *Whatsyourname* fragen können, wandern wir weiter. Eine gütige Gottheit lässt uns nach kurzer Zeit eine Bushaltestelle finden und in den richtigen Bus nach Irinjalakuda einsteigen.

Wasser, Coca Cola und Heilige Kühe

KB: Obwohl wir erst einmal hier gewesen waren, fühlten wir uns im Indian Coffee House in Irinjalakuda schon als Stammgäste. Der Kellner mit der hohen, turbanähnlichen Kopfbedeckung erkannte uns sofort wieder und lächelte uns freundlich an. Wir tranken jeder einen Liter Wasser. Zu essen gab es für RR Beef Omelette, für mich Chicken Masala. Wir waren happy. Auch der Coffee schmeckte wunderbar. Um das Ganze abzurunden, bestellte RR in fast perfektem Malayalam Purram Purri und bekam von unserem Lieblingskellner, der von einer rührend unbeholfenen Freundlichkeit war und uns heute mit einem breiten Grinsen des Wiedererkennens begrüßt hatte, mit strahlendem Lächeln eine doppelte Portion serviert.

In einer der zwei Seitenstraßen sahen wir eine überdimensionale Coca Cola-Werbung, die mit den Malayalam-Schriftzeichen äußerst exotisch wirkte. In der schummrigen Tiefe eines schmutzigen Hausflurs, der speckig glänzend ockerfarben gestrichen war, die lebensgroße Gipsfigur einer Dame mit ausgeprägten Kurven. Darüber ein Schild, Weiß auf Rot, **Aristocrat Brandy**, daneben, Weiß auf Grün, **JOLLY BAR**. Wir waren offensichtlich im Rotlichtviertel Irinjalakudas.

Zurück auf der Hauptstraße schauten wir noch die Fahrräder an, die vor einem Laden ausgestellt waren und fragten nach dem Preis. So ein stabiles, offensichtlich robust gebautes Gefährt kostete zweitausend Rupien. Das waren für uns knapp fünfunddreißig Euro. Für einen Inder waren es, was für uns tausend Euro in FFM gewesen wären. Am späten Nachmittag fuhren wir mit dem Bus zurück nach Cherpu, wo uns auf einem Feldweg kurz vor Nalukkettu eine Herde weißer indischer Zebu-Rinder entgegenkam, deren lange, manchmal fast ringförmig geschwungene Hörner blau und rot bemalt waren. Eine Begegnung der archaischen Art.

Ich bin - also bin ich

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit begann es heftig zu regnen. Wir saßen auf der hinteren Terrasse, um die eintönig der Nordostmonsun rauschte. Es war, als schaukelten wir in einer Hängematte aus Regen. Ich notierte ins Reisetagebuch: Das touristische Kapital dieses Landes sind nicht seine Sehenswürdigkeiten, deren es gar nicht viele gibt, es sind die Menschen, die hier leben. Du willst aufgeben vor Hitze, Dreck, Lärm und Gestank, da trifft dich aus einem milchkafeebräunen, glänzenden Gesicht, mit riesigen schwarzen Augen darin, ein strahlendes Lächeln mitten ins Herz. Du setzt einen Fuß vor den anderen. Nirgendwo ein Ort, wo du dich ausruhen kannst, zumindest kennst du ihn nicht. Dein Kopf wird immer leerer. Die intellektuellen Krücken europäischer Denkweise helfen nicht weiter. Du kommst irgendwo an, oder du kommst nicht an. Du bist dir selbst ein Fremder. Du **bist** einfach. Das abendländische Credo **Ich denke - also bin ich** heißt auf Indisch: **Ich bin - also bin ich**. Eine existentielle Erfahrung, die neu ist. Sie ist nicht schön und erhaben und subtil wie der **mediterrane** Augenblick, der vom beredten Schweigen der Ewigkeit lebt, sondern voller Lärm und diesseitiger Sensationen, deren Widersprüche sich auflösen in einer **alltäglichen** Geste voll kindlicher Anmut und Würde...

Selbstmorde und Pilgerreisen

Im Indian Express las ich morgens von einem Selbstmord in der näheren Umgebung. Kerala ist das Land mit der höchsten Selbstmordrate in Indien. Fast jeden Tag stehen ein oder zwei Selbstmorde in der Zeitung. Meistens sind es Bankschulden, die die Menschen zum Strick greifen lassen.

Ashvin erzählte beim Frühstück, dass er in den nächsten Tagen auf Pilgerreise geht. Er hatte ungeschnittene Fingernägel, und ein schütterer Jünglingsflaum wuchs ihm auf der Oberlippe. Rasieren und Fingernägelschneiden waren während der Vorbereitungsphase der Pilgerreise verboten. Sex war ebenfalls tabu. Ob er es geschafft hatte, keine sündigen Gedanken zu haben, darüber schwieg er. Diese relativ harmlosen Gebote galten nur für die Brahmanen, die unteren Kasten hatten weitaus mehr Tabus zu beachten. Das Ziel der Reise war der Tempel Sabarimala, dreihundert Kilometer weiter südlich in den Ghats gelegen. Man war dorthin eine Nacht mit dem Bus unterwegs. Die letzten sechs Kilometer gingen ständig bergauf und mußten zu Fuß zurückgelegt werden. Promis ließen sich mit dem Hubschrauber oben absetzen, um vor dem Hintergrund des Tempels ihre Fresse in die Fernsehkameras zu halten.

Beim Schneider

RR: Ich hatte ein großes indisches Tuch, welches als Bettüberwurf gedacht war, gekauft und später festgestellt, dass zwei Seiten ungesäumt waren. Nun fiel mir der Schneider ein, den wir auf der Veranda einer kleinen Steinhütte an der Bushaltestelle in Cherpu schon öfter hatten sitzen und arbeiten sehen. Wir traben zur Haltestelle und steuern auf den nur mit einem Mundu bekleideten Schneider zu. Höflich ziehe ich meine Schuhe aus, bevor ich die paar Stufen zu ihm hinauf steige. Er spricht kein Englisch, und so zeige ich ihm, was er machen soll. Er strahlt und stellt mir einen alten Plastikstuhl hin, auf dem ich Platz nehme. Er arbeitet mit einer Nähmaschine, die Ende des 19. Jahrhunderts gebaut wurde und sehr an meine geerbte alte Maschine erinnert. Als findiger Inder hat er die Maschine jedoch mit einem kleinen Elektromotor aufgerüstet, der das obere Schwungrad vermittels eines schmalen Transmissionsriemens antreibt. Nach fünf Minuten ist er fertig. Er möchte fünf Rupien

von mir haben (ca. sieben Cent). Mittlerweile hat sich noch ein anderer Mann auf der Veranda niedergelassen, der sich mit dem Schneider unterhält und alles interessiert beobachtet. Als ich gehen will, fragt mich der Schneider auf Malayalam, wo ich wohne, ich sage Nalukkettu, und er strahlt übers ganze Gesicht.

Zehn mal dreiundzwanzig

RR: Wir möchten in dem winzigen Lädchen zehn Päckchen Zigaretten kaufen, und ein anderer Kunde übersetzt dies wortreich dem Verkäufer, dessen Falten um den Mund herum vom Betelsaft dunkelrot verfärbt sind. Ein Päckchen kostet dreiundzwanzig Rupien, und es dauert zwei Minuten, bis der Verkäufer schriftlich auf dem Rand einer Zeitung den Gesamtpreis von zehn Päckchen ausgerechnet hat. Ich schaue fasziniert zu und werde von beiden Männern zweimal gefragt, ob zweihundertdreißig Rupien für mich auch wirklich ok seien. Als ich mit einem Fünfhundertrupienschein bezahle, wird dieser sehr misstrauisch vom Verkäufer beäugt. Wahrscheinlich hat er noch nie einen in der Hand gehabt...

Ein Tribal im Bus

Wegen der Hitze, es waren ungefähr vierunddreißig Grad im Schatten, waren die Rollos auf der Sonnenseite des Busses heute heruntergezogen. Zwei Stationen vor Irinjalakuda stieg ein halbnackter Mensch unbestimmbaren Alters zu. Es war ein Tribal. Seine Haut war sehr dunkel. Er war ungefähr einen Meter siebzig groß und wog vielleicht fünfzig Kilo. Arme und Beine waren muskulös und sehnig, doch sehr dünn. Der Kopf war ziemlich klein und das Gesicht mit der flachen Nase nur wenig ausgeprägt. Um die Lenden trug er ein handtuchbreites, ziemlich dreckiges Tuch, um den Kopf war ein Fetzen Stoff von undefinierbarer Farbe gewickelt. Er schien geistesabwesend zu sein, seine Augen sahen nach innen. Entweder war er betrunken oder stand unter Drogen. Während er sich im Mittelgang an einen Haltegriff klammerte, rümpfte die hinter ihm sitzende, im seidenen Sari steckende und mit Goldklunkern behangene Inderin verächtlich und demonstrativ die Nase, wenn ihr sein schlanker, biegsamer Körper, durch die Fahrbewegungen des Busses bedingt, zu nahe kam. Vom Schaffner hatte er einen gebrauchten Fahrschein zugesteckt bekommen, den er gleichmütig unter seinen Kopfputz schob. Als er in Irinjalakuda mit uns ausstieg, sahen wir ihm nach, wie er sich im Menschengewühl des Busbahnhofs mit unsicher schwankenden Bewegungen entfernte.

Purram Purri im Indian Coffee House

Das Indian Coffee House lag schräg gegenüber dem Busbahnhof. Wir bestellten zwei Kaffee und eine Flasche Mineralwasser, die wie gestern auch vom Büdchen nebenan geholt werden mußte und von einem strahlenden Kellner vor uns auf den Tisch gestellt wurde. Die Plastikverschweißung um den Deckel kriegten wir erst auf, als der Kellner uns mit dem spitzen Gerät, auf den die Kassenbons aufgespießt wurden, zu Hilfe kam. Alle lachten sich schepp, als RR wieder in perfektem Malayalam Purram Purri bestellte. Den Kaffee bekamen wir erst, nachdem wir zweimal nachgefragt hatten, das Purram Purri war wieder eine doppelte Portion, und vor mich stellte man einen Teller mit diesen runden Dingern, die Blasen warfen, die Ameni auch öfter zubereitete und die ich bestimmt nicht bestellt hatte. Dazu ein Schüsselchen mit einer rötlichen Pampe drin. Obwohl es nicht viele Gäste gab, waren offensichtlich einige Bestellungen, bedingt durch die Aufregung, die unser hoher Besuch bewirkt haben mochte, durcheinandergeraten. Doch alles klärte sich

auf. Ich durfte von RR's Teller eine halbe Banane essen, wir tranken den wunderbaren Kaffee und überlegten, ob wir für den knappen Kilometer eine Rikscha nehmen sollten oder nicht, denn der Weg zur Trichur Road, wo der Dentist seine Praxis hatte, führte über ein langes Stück Hauptstraße am Ortsausgang, wo nur noch vereinzelt flache Häuser am Straßenrand standen und man vom streichholzbreiten Schatten eines Telegraphenmasten zum nächsten hastete. Als schließlich auch noch RR's Sandale kaputt ging, hielten wir eine Rikscha an.

TV beim Zahnarzt

Das Wartezimmer war voll, und die Glotze lief. Selbst die Einheimischen hingen bei dieser Hitze apathisch auf ihren Plastikstühlen. Auf dem Bildschirm eine gefühlvolle Seifenoper auf Malayalam. Wir hatten gehört, dass die heimische Filmproduktion zur Verblödung der Massen recht umfangreich sein sollte. Es wurde viel geschluchzt. Auch Männer weinten hemmungslos. Die meisten waren westlich gekleidet und sahen ziemlich schwul aus. Die Frauen trugen überwiegend Sari. Vom Flughafen Kochi, wo eine dramatische Szene spielte, hätte man meinen können, es sei das Terminal eines Weltflughafens. Auch die zweihundert Meter lange, vierspurig ausgebaute Autobahn, die an einem Roundabout vorm Flughafengebäude endete, hatte man metropolenmäßig großartig in Szene gesetzt.

Kerosin-Rikscha

Das Gefährt sah ziemlich rostig aus, doch die vielen frischen Schweißnähte ließen auf Fahrtüchtigkeit schließen. Es war sogar mehr als fahrtüchtig. Der Motor mußte frisiert sein, denn der Mensch überholte mit atemberaubender Geschwindigkeit und einen Kondensstreifen aus verbranntem Kerosin hinter sich lassend die brandneu aussehenden Fahrzeuge seiner Kollegen, die uns mit offenem Mund hinterher starrten.

Zerfetzte Hemdkragen und Hinduhäuptlinge

In einer Seitenstraße, die in den Highway mündete, hatte ein langer Demonstrationszug Aufstellung genommen, dessen Spitze uns auf der linken Seite der Landstraße entgegenkam. Ungefähr zwanzig junge Männer mit nacktem Oberkörper hatten Faßtrommeln um den Hals hängen und gaben den Marschrhythmus vor. Es war ein buntes, freundliches Bild, von dem nichts Bedrohliches ausging. Viele trugen Luftballons in den Händen. Die Plakate auf Malayalam konnten wir leider nicht lesen. Wahrscheinlich ging es immer noch um die Freilassung des Hinduhäuptlings, den man vor ein paar Tagen eingebuchtet hatte. Während RR fasziniert den zerfetzten Hemdkragen des Fahrers betrachtete, hatten uns einige Demonstranten in der Rikscha entdeckt, und alle begannen, uns fröhlich lachend zuzuwinken. Hätte nur noch gefehlt, dass man Fähnchen geschwenkt hätte. Der Fahrer, der beim Start fünfundachtzig Rupien hatte haben wollen, verlangte, in Nalukkettu angekommen, dann doch hundert. Zum Feilschen reichte unsere Energie nicht mehr.

Ratten

Die Dunkelheit war wie ein feuchter Lappen auf die Erde gefallen. Wir waren allein auf dem Grundstück. Da Wochenende war, saßen wir auf der großen Terrasse. Nachmittags, als wir die Korbsessel umgeräumt hatten und PM die geflochtene

Sitzbank aus der Halle in Richtung Terrasse trug, hatte er einen spitzen Schrei ausgestoßen, als ihm eine ausgewachsene Ratte vor die Füße sprang, die es sich unter den Kissen bequem gemacht hatte. Obwohl Neo und Bodhi in ihrem Zwinger lagen, war uns unheimlich, allein auf dem riesigen Gelände zu sitzen und in die Dunkelheit zu starren. Wir machten alle Außenbeleuchtung an und schlossen die hintere Pforte, die immer nur angelehnt war. Unsere Nerven schienen ziemlich strapaziert zu sein. Als PM zurückkehrte, brachte er die Nachricht mit, dass am Montag wieder gestreikt werde.

Morgenspaziergang in Cherpu

Es waren überwiegend schmucklose Betonbungalows und einstöckige Einfamilienhäuser, die im wuchernden Grün des Bonsai-Urwaldes standen, der jedes Grundstück bedeckte. Nur selten sah man ein Haus im traditionellen Keralastil mit dem weit heruntergezogenen Schindeldach und säulengestützter Terrasse. Dass ein Auto vor dem Grundstück parkte, war eher die Ausnahme, Motorräder und Fahrräder sah man häufiger. Es war unterste Mittelschicht, die hier wohnte. AM verschwand in einer niedrigen, dämmrigen Steinhütte, die so etwas wie die Dorfkneipe war, und brachte zwei Gläser mit Chai. Wir setzten uns auf die Treppenstufen aus Stein, tranken den heißen Tee und rauchten eine Zigarette dazu. Die herumlungernenden Männer waren zum Glück nicht aufdringlich, denn sie brauchten nicht ihr Whatsyourname-Ritual abzuspulen, da sie AM, der hier aufgewachsen war und jeden kannte, diskret über mich ausfragen konnten. Als ihr Informationsbedürfnis gestillt war, spazierten wir weiter.

Für mich sah ein Weg aus wie der andere. Eine Palme wie die andere. Bis auf ein nicht sehr ausgedehntes Paddy, ein Reisfeld, gab es keine unbebaute Natur. Das Gefühl, als sei das ganze Land ein einziger dicht besiedelter Vorort, verließ einen nie. AM hatte hier seine Kindheit und Jugend verbracht, kannte jeden Stein und registrierte schmerzhaft jede Veränderung, die meistens eine Verschlechterung war. So war gleich neben dem Paddy eine wilde Müllkippe entstanden, was ihn traurig und wütend machte. Ansonsten waren die Bewohner offensichtlich bemüht, die ausgedehnte Siedlung sauber zu halten.

Manchmal erblickten wir auf einem größeren Grundstück einen kleinen Familientempel. AM bestätigte, dass die merkwürdigen Tafeln mit für mich nicht lesbaren Buchstaben und einer Spalte Zahlen dahinter wirklich Preislisten waren für die Opfergaben, die man hier kaufen konnte, um sie der jeweiligen Gottheit darzubringen. Die Preise reichten von drei bis dreißig Rupien. Es war nicht ungewöhnlich, dass innerhalb der spirituellen Dienstleistungsbranche ein Familientempel wie ein Gewerbebetrieb geführt wurde und sich zu einer Größe entwickeln konnte, dass er Profit abwarf und eine Familie zu ernähren vermochte. Auch an einem größeren Tempel, der quasi ein Vollerwerbsbetrieb war, kamen wir vorbei. Im Vorhof stand ein Schrein mit wunderschönem, farbigen Figureschmuck. AM erklärte mir, daß dies ein für das benachbarte Tamil Nadu typischer Tempel sei, der sich von den schmucklosen Kerala-Tempeln durch seine naturalistische Ornamentik und farbenfrohe Bemalung unterschied. Auch ein kleiner Tempelteich mit stillem, grünen Wasser gehörte dazu. Durch eine Steinmauer getrennt, vollzogen Männer und Frauen ihre rituellen Waschungen. Zwei Frauen wuschen allerdings auch ganz profane Wäschestücke, indem sie sie auf die Steinstufen klatschten.

Dreihundertsechzig Käsesorten

Heute war auf der großen Terrasse zum Frühstück gedeckt. Wir saßen im Schneidersitz auf den roten Fliesen um ein Tuch herum, auf dem fast alles stand, was zu einem europäischen Frühstück gehörte. Brötchen, Croissants, Schwarzbrot, Butter, Marmelade und Honig, sogar ein Stückchen Käse war da. Ashvin hätte eigentlich wegen der bevorstehenden Pilgerreise einen schwarzen Mundu tragen müssen, doch als Angehöriger der privilegierten Brahmanenkaste schien er es sich leisten zu können, die Götter ein bißchen zu betrügen, indem er eine Jogginghose trug, um sich damit der sozialen Kontrolle zu entziehen. Er hatte vor kurzem die High School mit einem sehr guten Zeugnis verlassen, studierte jetzt im ersten Semester Physik und probierte heute den ersten Käse seines Lebens. Einen fast geschmacklosen, in Plastik eingeschweißten englischen Cheddar, den wir zu einem für normal verdienende Inder unvorstellbaren Preis im City Center Supermarkt gekauft hatten. Als wir von den dreihundertsechzig Käsesorten allein in Frankreich erzählten, bekam Ashvin ganz große, runde Augen. Unsere Frage, warum es im Land der heiligen Kühe nicht eine florierende Käseproduktion gab, konnte uns keiner der Anwesenden beantworten.

Der Weg ist das Ziel: Unterwegs in die Berge

RR: Kurz hinter Trichur gelangen wir auf eine zum Highway ausgebaute Landstraße, die in nördöstlicher Richtung in die Berge führt. Nach wenigen Meilen sehen wir auf einem Hügel am rechten Straßenrand die runde, mit Keralaziegeln gedeckte und von posaunenden, dickbackigen Engeln geschmückte Kuppel der St. Agnes Cathedral in den wolkenlosen Himmel ragen. Menschenmassen strömen uns entgegen, offenbar ist gerade eine Messe zu Ende. Wir umrunden die Kirche. Wie überall erregen wir auch hier Aufmerksamkeit. Wer sich traut, *Whatsyourname* zu fragen, wird sogleich von anderen umringt und fühlt sich wie ein strahlender Held. Wir treten in das Innere der Kirche, in der gerade eine Taufe stattfindet, und wo man versucht ist, an den Heiligenfiguren oder auch an den Wänden zu lecken, so süßlich bonbonfarben sind sie angestrichen. In einer Ecke steht eine Christusfigur, die mit drei Spießen durchbohrt ist. PM erzählt, dass an hohen Feiertagen eine Prozession mit der Figur von Tür zu Tür zieht. Für Geld darf man dann einen Spieß herausziehen - den anschließend ein Kirchendiener wieder hineinsteckt...

Als wir uns auf den Rückweg zum Auto machen, hören wir schon von weitem Gehepe und wütende Stimmen. In der engen Straße, von der man nicht hatte annehmen können, daß dort Busse und Lastwagen verkehren, blockiert PM's Auto sämtlichen Verkehr. Ein wütender Busfahrer und ein noch wütenderer LKW-Fahrer schreien auf uns ein. Wir entschuldigen uns, klettern in das Hindernis und fahren weiter. Nach ein paar Kilometern müssen wir an einer Bahnschranke halten. Zwei Fahrzeuge hinter uns hält der Bus. Der Fahrer sowie der Schaffner steigen aus, kommen zum Auto und - reden freundlich lachend auf uns ein.

KB: Kurz vor Cheruthuruthy hielten wir am Straßenrand. Ein Steintreppchen führte zu einer unterhalb des Straßenniveaus gelegenen Bretterbude, wo wir einen Chai tranken und uns jeder eine große Banane servieren ließen. Dem Meal im Napf aus Edelstahl, das ein Mann am Nebentisch verzehrte, trauten wir nicht so recht, obwohl wir ziemlichen Hunger hatten. Nachdem wir uns einigermaßen erholt hatten, traten wir wieder in die gleißende Helligkeit der Landstraße, gingen auf der anderen Straßenseite ein paar Schritte an einer Mauer entlang bis wir zu einem großen Tor gelangten, durch das wir das Gelände des Kerala Kalamandalam betraten. Es war

dies die renommierte, auch international bekannte Schule für Kathakali und andere keralische Formen darstellender Kunst, die in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts von dem keralischen Dichter Valathol gegründet worden war.

Wir durchquerten das schattenlose Gelände, auf dem, in kasernenmäßiger Anordnung, flache Plattenbauten standen, in denen Studenten wohnten und die Lehrveranstaltungen stattfanden. Es waren nur wenige Menschen zu sehen heute, da niemand freiwillig den Schatten der Häuser verließ und in die dornige Hitze hinaustrat, die unsere Haut mit einem klebrigen Schleim überzogen hatte.

Am Rande des Geländes bewunderten wir das aus Holz erbaute Theater, das Kuttambalam, das man auch in den Vorhöfen großer keralischer Tempel fand. Es hatte ein gleich einer Meereswoge aufsteigendes Dach aus roten Keralaziegeln, und die Giebel und Firste waren mit filigranen Schnitzereien verziert. Durch ein offenes Geflecht geschweiften Holzstäbe konnte man in den Innenraum sehen. Trotz des Halbdunkels sahen wir die riesige, von mehreren mächtigen Säulen begrenzte Bühne. Hier im Schein der Öllampen eine Kathakaliaufführung zu erleben, konnten wir uns als sehr reizvoll vorstellen. Im Unterschied zu den Tempel-Kuttambalams durften in diesem Gebäude auch Nicht-Hindus den Kathakaliaufführungen beiwohnen. Es gab hier inzwischen Studenten aus aller Welt, die an die verschiedensten Götter glaubten und gemeinsam das Erbe keralischer Kultur studierten und lebendig erhielten. Der Widerspruch war, dass westliche Theaterkünstler, die hier studiert hatten und auf den berühmtesten Bühnen der Welt auftraten, weder keralische Tempel betreten geschweige denn in ihren Kuttambalams auftreten durften...

Die Gegend, durch die wir jetzt kamen, war dünner besiedelt. Die immer abenteuerlicher und enger werdende Straße führte durch ausgedehnte Gummibaumplantagen. Auf einer langen Brücke überquerten wir den Bharata, den längsten Fluß Keralas, der den Hindus heilig war, aber seit einigen Jahren immer weniger Wasser führte und daher zum größten Teil nur noch aus breiten Sandbänken bestand, zwischen denen traurige Rinnsale flossen, was zwar eine interessante neue Landschaft geschaffen hatte, die Anwohner jedoch nicht über die Wasserknappheit hinwegtröstete.

Ich hatte Hunger und machte den Vorschlag, in der nächsten Ortschaft, durch die wir kamen und die aus einer staubigen, glutheißen Hauptstraße und ein paar lehmgetrockneten Gassen bestand, nach einem Indian Coffee House zu suchen, denn ich hatte die Hoffnung auf ein nicht-vegetarisches Mittagessen ohne üppigen Zusatz von Bestandteilen der Kokosnuß noch nicht aufgegeben. Von einem Taxifahrer, den PM fragte, erfuhren wir, dass es ein I C H hier nicht gab. Er empfahl uns ein anderes Restaurant in einer Seitenstraße, das sich, nachdem wir es nach vielem Hin und Her endlich gefunden hatten, als ein Luxushotel in einer alten denkmalgeschützten Villa entpuppte. Ehe der auch hier als Operettengeneral verkleidete Parkplatzwächter die Autotüren aufreißen konnte, um uns willkommen zu heißen, wendete PM mit quietschenden Reifen und fuhr zurück zur Hauptstraße. Der nächste größere Ort war nicht weit. Wir stiegen aus und machten uns zu Fuß auf die Suche nach einer angenehmen Futterstelle.

Mit vor Hitze und Durst ausgeleiterten Eingeweiden standen wir einen Augenblick am Rande der Hauptstraße, auf der ein Großstadtverkehr dröhnte und uns heißen Staub um die Ohren pustete. Wo waren die heiligen Kühe, die angeblich, indem sie

Papierabfall und selbst Plastiktüten fraßen, die Straßen einigermaßen sauber hielten? Hier hätten sie zu tun gehabt. Die Menschenmassen bewegten sich mit fatalistischer Gelassenheit durch diese Vorhölle. PM steuerte eine staatliche Bakery auf der gegenüberliegenden Straßenseite an. In dem schmutzigen Verkaufsraum lagen ein paar vergammelte Kuchenstücke hinter Glas. Ansonsten gab es Kaffee oder Tee. Wir gingen eine Treppe hoch in den ersten Stock und bestellten Tee. (RR: Ich erkundige mich nach der Toilette und werde nach oben bis aufs Dach geführt. Dort gibt es einen Verschlag mit einer Toilette, die erstaunlich sauber ist. Allerdings muss ich beim Anblick der Räume, an denen ich vorbei gegangen bin, tief durchatmen. Alles ist völlig verdreckt, auch altes Essen steht herum, teilweise auf dem Fußboden. Als KB ebenfalls zur Toilette hochtrabt, kommt er völlig erledigt wieder zurück.)

KB: Von einer Lebensmittelaufsicht, wenn es sie denn hier gäbe, hätte dieser Laden wegen Seuchengefahr sofort geschlossen werden müssen. Die zwei Treppen, die ich zum Klo hochsteigen musste, waren mit Gerümpel vollgestellt, das in einem Lebensmittelbetrieb nur bedingt etwas zu suchen hatte. Die Räume, in die ich dabei auf jedem Treppenabsatz ungewollt Einblick hatte, glichen großen Mikrowellen, in denen üppige, betagte Essensreste in Töpfen und Schüsseln von Gastronomieformat von der Sonne, die durch die weitgeöffneten Fenster knallte, aufgewärmt wurden. Die scheuen, handtellergroßen Kakerlaken konnte man nur ahnen, die Ratten konnte man hören, und die Fliegenschwärme, die sich ungehindert in den Räumen bewegten, konnte man sehen. Nur die Angestellten, die überall in Zeitlupe herumlungerten und mir misstrauisch nachglotzten, schienen von all dem nichts zu bemerken. Ihre Lethargie war berechtigt. Diesem Chaos war nur noch mit einem Kanister Benzin und einem Streichholz beizukommen.

In dem nächsten Etablissement, das wir in einer Seitenstraße fanden und von dem PM behauptete, dort könne man bedenkenlos das angebotene ‚Meal‘ essen, wagte ich nicht mir vorzustellen, wie es etwa in den hinteren, nicht einsehbaren Räumen und in der Küche aussehen mochte. Die vegetarische Kokospampe, die, auf ein Bananenblatt geklatscht, vor uns stand, war kaum geeignet, mich meine Depressionen vergessen zu lassen. Schon vom Anblick der Köstlichkeiten bekam ich so lange Zähne, dass im Handumdrehen die neue Denture eine einzige Druckstelle war, was meine Laune nicht verbesserte. Auf der Weiterfahrt saß ich auf dem Rücksitz, sah die uns nachglotzenden Einheimischen an und dachte, *wenn ihr wüßtet, dass hier ein weißer Gott durch euer Land fährt, der seine Zähne in der Hosentasche tragen kann...*

Der Weg war heute das Ziel. Palakaad zu erreichen, hatten wir längst aufgegeben. Die Straßen waren zu schlecht. Wir kamen an einer Reihe schäbig aussehender Toddy-Bars vorbei. Unter am Straßenrand aufgespannten blauen Plastikplanen hausten Wanderarbeiter mit ihren Familien. Irgendwo lief ein Chamäleon über die Straße. In einem großen Teich direkt am Straßenrand stand ein zweirädriger Ochsenkarren im Wasser. Dem Bauern ging das Wasser bis zur Wade. Er war dabei, den Karren, die beiden weißen Zeburinder und sich selbst zu waschen. PM stieg auf die Bremse, setzte ein Stück zurück, wir stiegen aus und hatten ein Fotomotiv der Extraklasse. (RR: Wenn wir mit dem Auto fahren, sind die Menschen häufig irritiert, dass Weiße in einem Auto mit Kerala-Nummernschild unterwegs sind. Vom Teich her kommen zwei Frauen auf uns zu. Sie strahlen, und die Jüngere spricht mich auf Englisch an: wie ich heiße, ob KB mein Mann ist, ob wir Kinder haben. Freundlich lachend gehen sie weiter.)

KB: Mitten in einer kleinen Ortschaft führte eine schmale, steinerne Brücke über einen Fluß, von dem wir annahmen, dass es wieder der Bharata war. Gleich hinter der Brücke hielten wir an und gingen zu Fuß zurück. Als wir unter Lebensgefahr die Mitte der Brücke, über die der übliche Keralaverkehr donnerte, erreicht hatten, sahen wir eine friedliche Flußlandschaft vor uns liegen. Der einstmals wohl breitere Fluß mäanderte jetzt schmal und flach zwischen bemoosten Findlingen und mit stachligem Gras bewachsenen Sandbänken, auf denen Frauen in bunten Saris als fröhliche Farbtupfer vor der immergrünen Kulisse aus Kokospalmen und Bananenstauden sich wie in Zeitlupe bewegten und mit züchtig gerafften Stoffbahnen die Füße badeten oder ganz profan Wäsche wuschen. Auf einer kleinen Insel mitten im Fluß verharnte schwarz und regungslos ein Wasserbüffel. In seiner Nähe standen auf einem Bein weiße, an Porzellanstatuen erinnernde, reiherartige Vögel. Im fernen Hintergrund ragte die scharf gezackte Kammlinie der Western Ghats in den weiß verschleierten Himmel. Wir gingen weiter bis zum Ende der Brücke, wo eine paar Treppenstufen zum Ufer hinabführten. Von hier hatten wir eine andere Perspektive und konnten uns ganz allein in einer urzeitlichen Flusslandschaft wähen. Dieses Gefühl dauerte allerdings nur so lange, bis wir unsere Augen zur Brücke hin wandten. Dort hatte sich, eng ans Geländer gequetscht, eine beachtliche Menschenmenge versammelt, die gebannt herabschaute und beobachtete, was die drei weißen Gottheiten dort unten am Flußufer trieben. Allein die Tatsache unseres Vorhandenseins hatte offensichtlich einen derartigen Unterhaltungswert, dass wir den Hut hätten herumgehen lassen können. Schweißgebadet und freundlich grimassierend quälten wir uns an der Reihe unserer Bewunderer vorbei zurück zum Auto. Wir beschlossen, uns auf den Rückweg zu machen, da es bald dunkel sein würde und wir Brücke und Flußlandschaft stillschweigend als nicht mehr zu übertreffenden Höhepunkt des Tages betrachteten.

Vor einem kleinen Tamil Nadu Tempel, dessen Fries mit bunten Figuren nebst der Preistafel für die Opfergaben geschmückt war, suchte ein alter Mann mit erloschenen Augen unter Zuhilfenahme eines langen Blindenstocks seinen Weg an der Tempelmauer entlang. Der hoch geschürzte Mundu ließ dünne, sehnige Beine sehen. Aus einer Hofeinfahrt direkt neben dem Tempel stürzte, als sie unser Auto bemerkt hatte, eine ganze Horde halbwüchsiger Kinder und winkte freudestrahlend, *Hello* brüllend, mit den Armen.

Auf halbem Wege nach Trichur, es war kurz vor Sonnenuntergang, hielten wir noch einmal an. Zu beiden Seiten der Straße, die wundersamerweise kaum befahren war, sahen wir bis zum palmengesäumten Horizont die grünen Wogen von Reisfeldern, über die ein leichter Wind ging. Dieses Grün war nicht mehr nur Farbe, sondern die inhaltliche Vollendung des **Begriffs** Grün, die das Zwerchfell erschauern ließ.

Um dem Sonnenuntergang näher zu sein, verließen wir die Straße und bogen auf einen Feldweg ab, der auf eine Anhöhe mit roter Erde führte, wo er in grünem Gewucher endete. Die untergehende Sonne war nur zu ahnen. Erst als wir auf ein bröckliges Mäuerchen stiegen, konnten wir hinter den fächerförmigen Blättern einer Palme ihren letzten Aufglanz sehen, ehe sie hinter grünen Hügeln verschwand, einen Himmel voller altrosa Wölkchen hinterlassend. Auf dem Rückweg zur Hauptstraße mußte PM behutsam durch eine Horde Kinder steuern, die auf dem Weg Cricket spielten, und wir bemerkten erst jetzt, dass dieser Weg die Zufahrt zu einem etwas versteckt in einem Park liegenden Kino war, das Surya hieß, die Sonne...

Der Pädagoge im Landrover

Auf den letzten Kilometern vor Trichur war der Verkehr sehr dicht geworden. PM ärgerte sich maßlos über einen Taxifahrer, der mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern hinter uns fuhr. Er ließ sich von dem Taxi überholen und klebte umgehend den imposanten Kühlergrill seines Schützenpanzers an dessen Heckscheibe. Um den Fahrerraum des Taxis voll mit seinen nun ebenfalls, allerdings in pädagogischer Absicht, aufgeblendeten Scheinwerfern ausleuchten zu können, mußte er die gleichen halsbrecherischen Überholmanöver wie das Taxi machen, ohne allerdings mehr damit zu erreichen, als dass der Fahrer seinen Innenspiegel verstellte und mit weiterhin voll aufgeblendeten Scheinwerfern weiter raste...

Omelette auf der Dachterrasse

Für knapp dreißig Kilometer hatten wir zweieinhalb Stunden gebraucht und waren recht erschöpft als wir Trichur erreichten, das uns nach der relativ unberührten Natur, die wir heute erlebt hatten, wie eine lärmende, stinkende Großstadt vorkam. Alle Parkplätze am Round waren wegen der benachbarten Kinos belegt. Nach der dritten Umkreisung des Tempels, als wir uns bereits wie in der Trommel einer Waschmaschine beim Schleudergang fühlten, lenkte PM den Landrover aufs Tempelgelände, wo wir ein freies, für Pilger reserviertes Plätzchen fanden.

PM ging zielstrebig in eine Seitenstraße, wo uns ein rüdiges ‚Hochhaus‘ verschluckte und ein Fahrstuhl in den sechsten Stock hochfuhr. Die letzte Treppe, vorbei an unappetitlichem Gastronomiemüll und gaffendem Küchenpersonal, mußten wir zu Fuß ersteigen. Vor uns öffnete sich eine von verdeckt angebrachten Neonröhren schummrig beleuchtete Dachterrasse, die nach den Seiten hin offen war. Unter dem Blechdach staute sich die schmierige Hitze des Tages. An kleinen oder zu größeren Formationen zusammengestellten Tischen saß die männliche Jugend Trichurs und soff im Akkord. Die Vorhölle eines niederbayrischen Stammtischs konnte nicht schrecklicher sein.

Da alle Tische besetzt waren, gingen wir an die Balustrade, wo ein paar Stühle herumstanden, und PM sagte dem Kellner, er möge uns Bescheid geben, wenn ein Tisch frei würde. Gerade hatten wir uns erschöpft niedergelassen und begonnen, damit wir das fröhliche Elend um uns herum nicht sehen mußten, in die schwarze Nacht zu starren, die wie warme Schokoladensoße über dem Land lag, als ein ziemlich alkoholierter, kaum dem Kindesalter entwachsener Jüngling vor uns auftauchte und uns allen in alkoholbedingtem Verbrüderungszwang die Hand schütteln wollte. Gern hätte ich ihn gepackt und über das Geländer geschmissen, doch um ihm freundlich klarzumachen, dass wir verdammt noch mal unsere Ruhe haben wollten und er unerwünscht war, erlaubte mir meine friedfertige Gesinnung nur, seine Hände und Arme ins Leere grapschen und ihn dadurch vielleicht ein bisschen das Gleichgewicht verlieren zu lassen... Aber da kam auch schon ein Kumpel und holte ihn unter beschwichtigenden Gebärden an ihren Tisch zurück. Später sahen wir, dass er von drei Leuten fast getragen werden musste, da er kaum noch laufen konnte.

Inzwischen war ein Tisch frei geworden, von dem aus wir einen Blick auf das signalrot in den pflaumenweichen Nachthimmel strahlende Neonkreuz auf dem Turm der Lourdes Cathedral hatten. Wir bestellten Sandpiper Beer und Omelette. Das Bier

war handwarm, das blasse Omelette offensichtlich aus Eipulver gemacht und in Kokosöl gebraten. (RR: Im Gegensatz zu KB genoss ich das Bier und die Aussicht und fand das Omelette mit Zwiebeln köstlich, nur die Chillischote, auf die ich leider zum Schluss noch biss, war nicht ganz so angenehm.)

Als wir wieder unten auf der Straße waren, hatte gerade das Kino seine Zuschauer entlassen, und Menschenmassen schoben sich durch die heißen Benzin- und Kerosinschwaden, die über die Bürgersteige waberten. Am Stadtrand schälten die Scheinwerfer eine kleine Gruppe im Gänsemarsch gehender Menschen aus der Dunkelheit. Sie trugen schwarze Mundus und über der nackten Schulter die Brahmanenschnur.

Beim Toddymaker

Laut Indian Express ist der heutige Streik illegal. Öffentliche Verkehrsmittel hatten angekündigt, dass sie fahren wollten, und es war ihnen Polizeischutz zugesagt worden. Doch Genaueres wußte niemand. Wir sandten heimliche Stoßgebete an alle uns bekannten indischen Gottheiten einschließlich der Jungfrau Maria von der Konkurrenz, dass am Sonntag, wenn wir zurückfliegen wollten, kein Streik sein möge. PM meinte, in diesem Fall gäbe es nur die Möglichkeit, einen Tag früher nach Kochi zu fahren und sich dort in einem Hotel in der Nähe des Flughafens einzumieten. Der Indian Express berichtete außerdem, dass es gestern auf den Straßen des Bezirks Trichur acht Verkehrstote gegeben hatte...

Nach dem Frühstück machte AM den Vorschlag, den Toddymaker zu besuchen. Da konnten wir das Auto benutzen, ohne irgendwo großes öffentliches Ärgernis zu erregen. Als wir endlich die labyrinthisch ineinander übergehenden, roten Lehmwege hinter uns gelassen hatten, die die Großfamilienhäuser im Dschungelgrün des ausgedehnten Vororts spinnennetzartig miteinander verbanden, dehnte sich vor uns eine flache Landschaft mit einem weiten Himmel darüber. Wir fuhren über einen Damm, der gerade so breit war, dass der Landrover draufpaßte. Alles, was uns entgegenkam, Fußgänger, Radfahrer, heilige Kühe oder Ziegen musste halb auf die Böschung ausweichen. Rechts von uns ein Kanal, der die Wasserzufuhr regulierte, dann bis zum Horizont, der wie üblich aus einem Palmenhain bestand, Paddies, parzellierte Reisfelder, teils lehmfarben, teils schwarz, teils schon mit zarten grünen Trieben. Auf den meisten Feldern wurde gearbeitet, Frauen mit bunten Kopftüchern standen im knöcheltiefen Wasser und setzten Schößlinge, Männer hackten Furchen mit vorzeitlichen Geräten, auf einem Feld arbeitete sich eine kleine Maschine durch den schwarzen Schlick, in dem sie zu versinken drohte. Drei Männer waren gerade damit beschäftigt, sie wieder flott zu machen.

Wenn wir AM richtig verstanden hatten, dann gehörte das Feld dem, der es bearbeitete. Zur Pflanz- und Erntezeit wurden zusätzlich Wanderarbeiter eingestellt. Ansonsten war die Arbeit genossenschaftlich organisiert. Die Ernte wurde zu Einheitspreisen von der Genossenschaft angekauft und weiter vermarktet. Das war kein Wirtschaften, bei dem wenige reich wurden und viele hungerten, sondern bei dem niemand reich wurde und keiner hungern mußte.

Auf dem Kanal schwammen Lotosblüten. Nur mit Lendenschurz bekleidet und einem Tuch um den Kopf, standen junge Männer am Ufer oder bis zu den Knien im Wasser und fischten. Teils mit reusenartigen Netzen, teils mit einer Art umgestülpten Holzkorb. Manche versuchten es mit Pfeilen, die sie wie ihre Vorfahren vor

zehntausenden von Jahren aus einem Blasrohr abgeschossen. Über den Köpfen der Fischer kreischten kleine weiße Möven. Manchmal sah man auf einem Stück festen Grund am Rande eines Reisfelds eine Hütte aus Steinen oder Palmblättern, in der wahrscheinlich Saisonarbeiter untergebracht waren. Auffallend war, dass hier nirgendwo Müll herumlag.

Der Toddymaker wohnte mit seiner Familie in einem Steinhaus mit einem Vorbau aus Palmblättern. Es war ein ausgedehnter, lichter Palmenwald, in dem außer diesem noch einige andere Häuser standen. Auf der anderen Seite des Kanals, dessen Ufer hier mit Steinen befestigt war, standen Einheimische, die gebannt zu uns herüber starrten. Wer zur Familie des Toddymakers gehörte, war schwer auszumachen, denn überall standen Männer, Frauen und Kinder herum, die uns staunend betrachteten. Die Menschen waren sehr schlank und zartgliedrig, die Frauen von herber Schönheit. Auf vielen Gesichtern, wenn sie nicht gerade zu einem strahlenden Lächeln explodierten, lag ein Hauch naiver Melancholie, wie man ihn im Westen nur noch auf den Gesichtern von Kindern sieht.

Der Toddymaker war ein Mann in den Dreißigern. Bekleidet war er mit einem blauen Hemd und schwarzem (!) Mundu. Er war barfuß. Nachdem wir unsere Sandalen ausgezogen hatten, lud er uns mit einer Handbewegung ein, in den schattigen Vorbau einzutreten. Dort stand auf einem gemauerten Podest ein Bett aus massivem Holz, das von aufgewickelten Moskitonetzen umgeben war. Haus und Hof waren von wohlthuender Sauberkeit, was die Hitze erträglich machte. Für RR gab es einen Stuhl. Wir übrigen nahmen auf dem Podest Platz. Eine Flasche Toddy wurde vor uns hingestellt und zwei Gläser (mehr Gläser gab es nicht im Haus). Auch wenn der frische Palmwein noch nicht so viel Alkohol enthielt, war es doch ziemlich anstrengend, am frühen Vormittag zu Viert eine Flasche Toddy leer zu machen. Und leer gemacht werden mußte sie, das gehörte zum guten Ton. Der Toddymaker begann, von seiner Arbeit zu erzählen. Er verdiente zwischen drei- und vierhundert Rupien am Tag. Auch hier gab es eine Kooperative, die den Toddy aufkaufte. Die Palmen gehörten, wie die Reisfelder, dem, der sie bearbeitete.

RR: Um auf die Kokosnusspalmen klettern zu können, bindet man den Stämmen halbierte Nüsse um, die als Leiter benutzt werden. Der Toddymaker trägt einen Gürtel mit einer Tasche auf dem Rücken. Darin stecken ein breites Messer und ein kurzes Beil, womit die Blüten eingekerbt werden. Ein Tongefäß wird darunter gehängt, in dem der „Saft“ aufgefangen wird. Zwanzig Tage lang muss der Toddy stehen, dann kann man ihn trinken. Wir nehmen uns für abends noch eine Zweiliter-Plastik-Flasche mit. Mir schmeckt der ganz frische Toddy am besten, dann ist er leicht prickelnd, ähnlich wie der erste Federweiße.

KB: Ein junger Mann kam auf mich zu und bot mir eine Beedi an. Ich wollte mich mit einer Navy Cut revanchieren, doch er lehnte freundlich ab. Mit großer Herzlichkeit nahmen wir Abschied von den wunderbaren Menschen, die von uns und von denen wir kaum mehr wußten, als dass wir der gleichen Gattung angehörten. Das ganze Dorf stand versammelt und winkte uns nach. Im Schrittempo fuhren wir unter dem weiten Himmel den Weg, den wir gekommen waren, zurück. Am ersten Wehr, das den Wasserzufluß regulierte, saß auf einer Ausbuchtung des Damms, umgeben von mehreren Männern, ein Fischverkäufer. AM stieg aus, machte eine Plastiktüte leer und ließ sie mit einem ganzen Haufen klitzekleiner Fische füllen, die Ameni uns zum Lunch braten sollte.

Wir ließen PM mit dem Landrover langsam vorausfahren und gingen zu Fuß weiter. Diese Landschaft wollte begangen werden. Beim Gehen fiel uns ein, woran dies alles erinnerte: an die scheinbar endlosen Salzfelder der Camargue. Eine leichte Brise machte die Hitze erträglich. Wir bewunderten die Menschen, die mit teilweise vorgeschichtlichen, teilweise aber auch schon halbtechnisierten Mitteln die Felder kultivierten. Obwohl die Arbeit ohne Hektik vonstatten ging und einen - vielleicht trügerischen - Einklang von Natur und Mensch vermittelte, der in der Landwirtschaft des Westens verloren gegangen ist, waren wir bemüht, nicht der sozialromantischen Versuchung zu erliegen, die Arbeit auf einem Reisfeld für leicht und angenehm zu halten.

Beim nächsten Wehr waren zwei Männer damit beschäftigt, aus der Schleusenkammer das Wasser abzulassen, um das Netz, das darin ausgelegt war und in dem ein paar kleine Fische zappelten, zu bergen. Einer der beiden Männer, die sehr konzentriert und, wie uns schien, professionell ihrem Nebenerwerb als Fischer nachgingen, sprach ein paar Brocken Englisch und versuchte uns etwas zu erklären, was wir aber leider nicht verstanden. Wir gingen deshalb langsam zum Auto vor, das PM inzwischen angehalten hatte. Als wir das Auto fast erreicht hatten, kam der jüngere der beiden Männer hinter uns her und redete mit AM auf Malayalam. AM sagte: *Er möchte fotografiert werden.* Der etwa Dreißigjährige ließ seinen Mundu, den er knielang getragen hatte, mit einem Griff auf die Knöchel hinab, was ein Ausdruck der Ehrerbietung uns gegenüber war. Das lange Handtuch, das er turbanmäßig um den Kopf gewickelt hatte, griff er mit beiden Händen und zerrte es wie einen Expander mit ausgestreckten Armen hinter seinem Rücken auseinander. Sein behaarter, eher schwächling gebauter Oberkörper war es nicht, was uns beeindruckte, es war die wilde Entschlossenheit in seinem bärtigen Gesicht, wenn schon nicht real, so doch wenigstens auf einem Foto in den gelobten Westen zu reisen.

Ein paar Meter weiter begegneten wir noch einmal den beiden jungen Männern, die uns auf der Hinfahrt die Fische gezeigt hatten, die sie mit ihren Blasrohr-Harpunen gefangen hatten. Auch sie stellten sich bereitwillig in Positur und taten so, als ob sie auf der Jagd wären, doch hatten die Fische wegen der Unruhe, die unser Besuch auf dem Damm bewirkt hatte, wohl alle die Flucht ergriffen. Über eine Behelfsbrücke aus zwei krummen Bambustämmen mit einem wackligen Geländer dran hangelten wir uns zur anderen Seite des Kanals, wo uns zwei kleine Jungs stolz die Fische zeigten, die sie heute Morgen gefangen und auf eine Leine gezogen hatten, damit sie sie besser nach Hause transportieren konnten, wo sie ein Abendessen ergeben würden. In Ufernähe stand ein Mann bis zur Brust im Wasser und wusch liebevoll seine Wasserbüffel. Es waren zwei kleine und zwei große, von denen nur die Köpfe mit den melancholischen Augen und den eindrucksvollen Hörnern sowie die schwarzen, glänzenden Rücken aus dem Wasser ragten.

Streik: Cherpu autofrei

Es hatte wieder angefangen zu regnen. Gegen vier, als der Regen eine kurze Pause machte, stiegen wir in die Wasserlatschen und machten mit PM einen Spaziergang nach Cherpu, um die aktuelle Streiklage zu sondieren. Auf dem Weg zur Hauptstraße begegneten wir einem winzigen Kätzchen, das eine offene Wunde auf dem Rücken hatte und sehr zerrupft und krank aussah. Es war höchstens eine Woche alt und versuchte, kläglich miauend, uns auf tapsigen Pfötchen zu folgen, dass es uns fast das Herz zerriß, doch PM meinte, es sei wahrscheinlich so krank,

dass niemand sich traute, es anzufassen. Man konnte ihm nur einen schnellen, gnädigen Tod wünschen.

Die Hauptstraße, auf der sonst um diese Tageszeit der Bär tobte, war autofrei und Cherpu eine Geisterstadt. Obwohl fast alle Läden zu waren, konnten wir unter dem Ladentisch ein paar Päckchen Zigaretten kaufen. Auch der Schuster, den RR anzutreffen gehofft hatte, damit er ihre Sandale repariere, hatte es vorgezogen, sich unsichtbar zu machen. Das Teehaus, das PM uns hatte zeigen wollen, war ebenfalls geschlossen. Nur Apotheken hatten geöffnet und erlaubten im Abstand von zehn Metern einen Blick auf das bunte Sortiment in ihren Regalen. Vor heruntergelassenen, eisernen Rolläden lungerten ein paar Figuren herum. Einige schliefen auf den leengeräumten Verkaufstischen, wo sich sonst die Waren türmten - Inder konnten offensichtlich immer und überall schlafen - andere saßen und starrten fatalistisch ins Leere.

In einem Bretterverschlag saß der ‚Militärarzt‘. Bei ihm handelte es sich um einen pensionierten Sanitätsgefreiten der Indischen Armee, der Tiere und kleinere Verletzungen beim Menschen, soweit sie unterhalb der OP-Schwelle lagen, behandelte. Im europäischen Mittelalter wäre er ein ‚Bader‘ gewesen. Wir fragten lieber nicht, ob er auch Zähne zog. Er fühlte sich sichtlich geschmeichelt, als PM in sein Kabuff trat und ihn mit Handschlag begrüßte.

Ein junger Mann, der in einer Gruppe anderer, halbnackter Männer auf den Betontreppen eines geschlossenen Ladens gehockt hatte, stand auf und kam etwas schwankend auf uns zu und gab PM die Hand. Er hatte ein intelligentes Gesicht, sprach gutes Englisch, stank nach Toddy und begann aus dem Stegreif einen Vortrag über den US-Imperialismus. Ein kommunistischer Intellektueller, der seinen Frust über das Elend der Welt im Alkohol ertränkte.

Es hatte wieder heftig zu regnen begonnen, so dass wir uns auf den Rückweg machten. Dabei konnten wir einen Blick in ein paar Bretterverschläge am Straßenrand werfen, die den Duft unsachgemäß angelegter Komposthaufen verströmten. PM sagte, es seien Verkaufsstände, die zum Basar gehörten, in deren Inneres man sonst nicht sehen konnte, weil es die Menschenmassen, die sich hier aufhielten, wenn nicht gestreikt wurde, gnädig verdeckten... Schließlich fanden wir trotz Streiks eine Rikscha, die uns nach Nalukkettu fuhr.

Die Stadt, der Müll und der Schumacher

Einen Kerala Handicraft Shop, der sich am Ende der Palace Road befinden sollte, fanden wir nicht. Dafür das Tourist Office, wo uns eine junge Dame den Weg zum nächstgelegenen Handicraft erklärte. Die Hitze lag wie ein gläserner Deckel auf der Stadt. Durch Lärm, Dreck und Gestank wankten wir unter einer fast senkrecht stehenden Sonne an Müllansammlungen und offenen Abwasserkanälen vorbei, in deren grünlich schleimiger Brühe tote Ratten schwammen. In einem Anfall aggressiven Masochismus hatte ich mich entschlossen, heute nur Müllensembles zu fotografieren und freute mich daher über jedes gelungene Exemplar, dem wir begegneten. Worüber ich mich sonst aufgeregt hätte, betrachtete ich jetzt mit sowohl gespannter Gleichgültigkeit als auch der Leidenschaft des Sammlers durchs Objektiv der Kamera.

RR: Ich hatte meine Schuhe dabei, eine Art Leder-Flip-Flops, wo bei einem ein Riemchen ausgerissen war und hielt, gleich nachdem wir in Trichur angekommen waren, Ausschau nach einem Schuster. In den vergangenen Tagen hatte ich öfter welche auf dem Bürgersteig sitzen sehen. Nach einigen Metern entdeckte ich einen. Er lächelte freundlich, guckte dann aber doch ziemlich erschrocken, als ich vor ihm stehen blieb. Englisch sprach er nicht. Also hielt ich ihm beide Schuhe hin und zeigte ihm, was er machen sollte. Jetzt guckte ich erschrocken, als er anfang, bei dem heilen Schuh das Riemchen auch noch herauszuziehen. Ich riss ihm den Schuh aus der Hand und erklärte noch einmal. Neben mir hatte sich ein etwa neunjähriger Schuljunge aufgebaut, der sich begeistert als Dolmetscher versuchte, allerdings ohne großen Erfolg. Mittlerweile hatte sich ein Zuschauerkreis um uns herum gebildet, dieses Schauspiel wollten sich die Leute nicht entgehen lassen. Nachdem der Schuster endlich verstanden hatte, was ich wollte, betrachtete er einen Moment seine vor ihm ausgebreiteten fünf Werkzeuge, holte tief Luft und fing entschlossen an zu arbeiten. Hinter mir hörte ich KB's Kommentar *„Den Schuh kannst Du wegschmeißen!“*, worauf ich ein gequetschtes *„Egal, lass ihn mal machen“* heraus brachte. Der Schuh war in fünf Minuten repariert, ich bekam ihn strahlend überreicht. Als ich den Schuster fragte, was er dafür bekäme, fing er an, mit einem Kumpel, der neben ihm hockte, zu diskutieren. Da sie offenbar zu keiner Einigung kamen, wandte ich mich an den kleinen Jungen, der meine Frage übersetzte, aber auch keine Antwort bekam und grinsend die Schultern zuckte. Schließlich gab ich dem Schuster fünf Rupien (ca. acht Cent) - das hatte der Schneider für eine vergleichbare Arbeit verlangt - und fragte, ob das ok sei. Er nickte, und alle waren zufrieden. Wie lange die Reparatur hält, wird sich erst im Sommer 2005 in Frankfurt zeigen...

Use Me...

KB: Die Bakery in der kühlen Sauberkeit des City Center verkaufte heute wieder Tea. Chickensandwich, auf das ich mich gefreut hatte, gab es leider nicht. Dafür Sandwich EUROPA, ein längs aufgeschnittenes, gebratenes Hot Dog mit Käse und Grünzeug. Der nackte Selbsterhaltungstrieb zwang mich, die Hälfte davon runterzuwürgen. Durch die breite Fensterfront sahen wir einer jungen Frau zu, die mit Besen und Kehrschaufel beschäftigt war, imaginären Dreck aufzufegen. Man braucht nicht zu betonen, dass das City Center, in dem nur gut betuchte Leute einkauften, vor Sauberkeit blitzte. Überall standen nicht zu übersehende blaue Abfalltonnen mit der Aufschrift **Use me...** Auf jeder Etage gab es jemanden, der mit Besen und Schrubber zugange war. Es ging also. Für die Reichen konnte es nicht sauber genug sein.

Öffnen verboten

Wir trotteten durch die glühende Hitze an den ärmlichen Marktständen vorbei in Richtung Busbahnhof. Nirgendwo gab es Schatten. An der Schnapsbude kaufte ich fünf Flaschen Bier, davon eine eisgekühlt. Ich bat den Verkäufer, die Flasche zu öffnen. Der winkte nur ab. Ich dachte fuck you und bat den jungen Mann am benachbarten Kiosk um den gleichen Gefallen. Mir wurde erklärt, dass es strengstens verboten sei, Alkohol auf der Straße zu konsumieren. Mit dem Öffnen der Flasche hätte er sich strafbar gemacht. Ich bedankte mich für die Information und kaufte ihm eine Flasche kaltes Wasser ab, die wir im Bus nach Cherpu leerten.

Der Palast des letzten Maharajas

Vinotu, PM's Architekt, erwartete uns vor dem großen schmiedeeisernen Tor, durch das man, unter einem hellblau getünchten, steinernen Triumphbogen hindurch, auf das Gelände des ehemaligen Maharaja-Palastes am Ende der Palace Road gelangte. Man war dabei, in dem Park, der das Gelände auf einer Seite säumte, eine Art botanischen Garten anzulegen. Es gab englischen Rasen, eine künstliche Hügellandschaft aus stachligem indischen Gras, typische Keralagewächse, Heilpflanzen, einen Schmetterlingsgarten. Ein mittelgroßer See war auf dieser Seite des Grundstücks die Grenze zur Stadt, der Rest war von einer hohen Steinmauer umgeben, die in ihrer Ornamentik an manchen Stellen an eine Aneinanderreihung von Grabmälern erinnerte. In einem verborgenen Winkel sahen wir das ziemlich verwitterte Vorbild für die steinerne Sitzbank, die der Architekt für das Grundstück in Nalukkettu entworfen hatte. Obwohl einige alte Bäume mit ausladenden Kronen herumstanden, war der größte Teil des Geländes ohne Schatten. Auch die gepflegte Künstlichkeit der Gartengestaltung konnte den Eindruck nicht verwischen, dass man sich auf der erhitzten Oberfläche von feinkörnigem Sandpapier bewegte. Das Klima verlieh allem, auch dem elegantesten architektonischen Detail, eine unterschwellige Qualität von klebriger Rohheit.

Der Palast selbst war die um etwa das fünf- bis sechsfache vergrößerte Version des Hauses, das PM in Cherpu bewohnte. Das selbe Dach mit roten Keralaschindeln. Die selben dunklen Holzsäulen, die die Terrassenvordächer stützten, gekachelte Innenhöfe, in die das Monsunwasser stürzte. Die Architektur hatte nichts Pompöses, sondern war von schlichter Eleganz und genialer Zweckmäßigkeit. Der Blick ging durch weite Fluchten geöffneter Türen, die die Luft zirkulieren ließen und eine Klimaanlage überflüssig machten. Es gab einen Vorbau im Kolonialstil, der sich mit den weißen Säulchen der Balkonbrüstung im ersten Stock, von dem aus man einen Ausblick auf das benachbarte Fußball- und Cricketstadion hatte, und den verglasten, halbkreisförmigen Bogenfenstern der Empfangshalle harmonisch in das Gesamtbild einfügte.

Das ganze Gelände ebenso wie das Palastinnere waren eine große Baustelle und für den normalen Publikumsverkehr gesperrt. Nur weil Vinotu als Architekt verantwortlich für die Gestaltung des Außenbereichs war, hatte er uns herumführen können. Wenn alles fertig und im Palast ein Museum eingerichtet war, sollte es eine Touristenattraktion für Trichur werden. Was Vinotu zum Schluß am meisten interessierte, war die Frage an uns Westler, wie hoch wir meinten, dass der Eintrittspreis sein sollte, fünf oder zehn Rupien... PM handelte ihn auf fünf runter.

Nudeln mit Lamm

Das Chinarestaurant war nicht sehr gut besucht. Auf der Galerie saß **eine** Familie. Da wo wir uns, von dem eifrigen Chef umschwänzelt, niederließen, war gähnende Leere. Davon, dass es alle von PM aufgestellten Qualitätsanforderungen erfüllte, konnte also keine Rede sein. Egal, wir waren geil auf eine koschere chinesische Gemüsesuppe. (RR: Alle drei Männer bestellen sich Suppe. Ich bestelle Nudeln mit Lamm. Als das Gericht endlich serviert wird, habe ich kaum noch Hunger, esse sehr wenig davon, so dass die Männer sich von meinen Nudeln nehmen, und PM probiert auch vom Lamm. Eine Viertelstunde später wird mir schlecht. Ich lasse mir nichts anmerken, denke, dass es vorübergehen wird und reiße mich zusammen. Auf der Heimfahrt ist mir immer noch übel. Ich atme tief die Luft des Fahrtwindes ein und lege mich zu Hause gleich ins Bett, während KB noch mit PM die für morgen geplante Backwater-Tour bespricht.)

KB: Es ist sechs Uhr morgens. Seit einer Stunde sitze ich auf dem Klo und höre das Geplärre aus dem Tempel. Ich habe Dünnschiss und mir ist kotzübel. RR kann weder kotzen noch kacken. Sie fühlt sich nur elend. Wir haben kaum geschlafen. Auch PM fühlt sich so krank, dass er sogar seine morgendliche Massage hat ausfallen lassen. Die für heute geplante Backwatertour ist gestorben.

Über einem Abgrund von Tönen

KB: Im schlichten, nüchternen Studioatmosphäre ausstrahlenden Saal der Kerala Sangeet Natak Academy saß eine Handvoll Zuhörer. Im Hintergrund der geräumigen Bühne ein auberginefarbener Vorhang, darauf ein orangefarben schillerndes Spruchband mit der Aufschrift VIVEKANANDA SANGEETHA SADAS THRISSUR. Im Schneidersitz, in der Mitte der Bühne, zwei Frauen, eingerahmt von zwei Männern. Von den Männern spielte einer die horizontale Fasstrommel, der andere eine kleine handliche Mizhave, die Frauen spielten Violine und Viola. Diese beiden Instrumente wurden nicht, wie von Europa gewohnt, zwischen Schulter und Hals geklemmt, sondern waren gegen den rechten Oberschenkel gelehnt.

Auf dem Programm stand klassische indische Musik des 19. Jahrhunderts, die uns zwei Stunden lang in eine andere Welt versetzte. Im oberen Brustbein spürten wir die Streichinstrumente, im Solarplexus die Trommeln. Der Kopf wurde leer und füllte sich dann mit nichts als Musik. Es gab nicht mehr Hitze, nicht mehr Dreck, nicht mehr Gestank, nur noch Musik. Wir gingen für zwei Stunden nicht mehr auf dem heißem Sandpapier der keralischen Küstenebene, sondern ließen uns von Trommelschlägen, auf straffgespannten Violinsaiten balancierend, über einen Abgrund aus Tönen treiben.

Diese Darbietung auf allerhöchstem künstlerischen Niveau endete so unspektakulär, wie sie begonnen hatte: die nur spärlich erschienenen Zuhörer, von denen einige während der Darbietung mit weitausholenden Armbewegungen auf den Oberschenkeln den Takt geschlagen hatten, erhoben sich schweigend und verließen den Saal.

Irinjalakuda: Tempelmusik und Chambre Séparée

Im Vorhof des Tempels trat ein Vocal-Ensemble junger Künstler auf. PM stand lange vorm Tempeleingang, bis er einen Bekannten erspähte, den er fragen konnte, bis zu welchem Punkt des Vorhofs wir Ungläubigen die heiligen Hallen betreten durften. Eigentlich herrschte im Tempel strenger Munduzwang, trotzdem durften wir an einer Säule des äußersten Vorhofs lehnen, wo wir fette Brahmanen selbstgefällig und aufgeblasen, auf der einen Schulter die Schnur, auf der anderen das weiße Handtuch, mit öglänzendem Oberkörper auf dem Weg zur abendlichen Puja an uns vorbeistolzieren sahen. Wir ließen uns von einer total übersteuerten Anlage ein paar Minuten die Ohren volldröhnen. Dann gingen wir und ließen die Hindus unter sich.

PM kurvte ein bisschen durch verlassene Seitenstraßen und fuhr auf den Hof eines Hotels, zu dem ein Restaurant gehörte und eine Bar. Das Restaurant mit Aquariumslicht und Wartesaal-Atmosphäre war nur schwach besetzt und konnte uns nicht zum Verweilen ermutigen. Der Blick in die Bar zeigte auch nur Trostloses. Männer mit stieren Blicken saßen im Halbdunkel des fensterlosen Raums und sofften. Der Manager wollte eine solche lukrative Einnahmequelle wie uns nicht kampflös

ziehen lassen und redete noch auf uns ein, als wir bereits wieder im Auto saßen. Da seine schmutzige Phantasie meinte erraten zu haben, was unser Begehren war, bot er uns händeringend *Séparées* im ersten Stock an, da wären wir gänzlich ungestört. Er war untröstlich, als wir mit bedauerndem Schulterzucken vom Hofe fuhren.

Nachtleben

RR: Um neun Uhr liegen wir im Bett. Nachdem ich mich eine Stunde schlaflos hin und her gewälzt hatte, bin ich plötzlich hellwach. Mit hellem Sirren war gerade eine Mücke an meinem Ohr vorbeigeflogen. Ich erinnere mich an die guten Ratschläge von PM und KB, stehe auf, mache Licht und schlüpfe wieder unters Moskitonetz ins Bett. Hier lauere ich und erwische sie auf KB's Fuß (der eine Schlaftablette genommen hat und nichts von meinem Klatscher mitbekommt). Vorsichtshalber suche ich jeden Quadratzentimeter ab, erspähe eine weitere Mücke und schaffe es, sie am Netz zu zerquetschen. Ein drittes Biest entwischt mir immer wieder, ich habe es einfach noch nicht raus, Mücken innen an einem Moskitonetz zu fangen. Nach einer Stunde Jagd bin ich schweißnass und völlig fertig. Resigniert knipse ich das Licht wieder aus, lege mich hin und decke mich vom Kinn bis zu den Füßen mit dem bereit liegenden Bettlaken zu. An einschlafen ist nicht zu denken. In der Nachbarschaft bellt und heult ein Hund, und irgendein anderes Tier schreit und wimmert unentwegt, als ob es sich im Todeskampf befindet. Gegen Mitternacht bin ich schließlich so erschöpft, dass ich doch noch einschlummere.

Landung der Fischerboote

KB: Auf halbem Wege hatte der Landrover einen Platten, und wir mussten am Straßenrand halten. Der Wagenheber war nur mit ungeheurer geistiger Anstrengung aus seiner Halterung zu befreien, das übrige Werkzeug fehlte, denn Franko hatte gestern das Auto saubergemacht und dabei alles rausgeräumt, aber vergessen wieder einzuräumen. PM telefonierte mit AM, der telefonierte mit der Werkstatt in Cherpu, und die setzte zwei Mechaniker in eine Rikscha, die eine halbe Stunde später bei uns am Wegesrand eintrafen, wo sie geschwind das Rad wechselten.

Wir schafften es gerade, eine Viertelstunde vor Sonnenuntergang am Strand zu sein. Dort warteten viele Menschen auf die Rückkehr der Boote, die im Licht der untergehenden Sonne als mehr oder weniger große, schwarze Schatten zwischen Horizont und Strand zu sehen waren. Ein Boot war schon an Land gezogen worden und wurde von Käufern belagert, die den Fang ersteigerten. Wer den Zuschlag erhalten hatte, ließ seine Träger kommen, denen man die Fische in Körbe füllte, die sie auf dem Kopf im Laufschrift zu einer etwa zwanzig bis dreißig Meter entfernten Sammelstelle trugen, wo sie für jeden abgelieferten Korb einen Chip in die Hand gedrückt bekamen. Die Porter, meist hochgewachsene, schlanke Männer oder Frauen verdienten ganz gut, wie uns AM später erzählte, dessen Vater auch Porter gewesen war. Man konnte auf jeden Fall davon leben. Den großen Reibach machten natürlich die Händler, die den Fang eines Bootes aufkauften. Man erkannte sie am weißen, knielangen Mundu und der goldenen Uhr am Handgelenk. Sie standen würdevoll unauffällig im Hintergrund, von wo aus sie den Betrieb aus flinken Schweinsäuglein beobachteten. An den Sammelstellen wurden die Fische mit geschreddertem Eis vermischt und auf Trucks geladen. Ehe die massiven Eisblöcke durch die Schreddermaschine geschoben wurden, lagen sie im Sand herum. Eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang waren fast alle Boote gelandet, und obwohl es

schon dunkel war und die Szenerie nur noch von den trüben Lampen an den Sammelstellen erhellt wurde, ging die Arbeit weiter bis der letzte Fisch auf dem LKW lag.

RR: Wir waren die einzigen Weißen am Strand, die Menschen lächelten oder lachten uns an, eine kleine Gruppe forderte mich fröhlich auf, sie zu fotografieren. Ich fühlte mich um hundert Jahre zurückversetzt. Schon bei Tageslicht hatte ich die lange, schlanke Form der Fischerboote bewundert, deren Bug an einen Schwanenhals erinnerte. Vor dem untergehenden orangenen Ball der Sonne, der den Himmel zart einfärbte, sahen diese einfachen Fischerboote sehr majestätisch aus.

Ein viergeteilter Wasserbüffel

Der kleine Markt in Cherpu lag etwas abseits der Hauptstraße. Es war heiß und staubig, doch kaum Verkehrslärm. An zwei Ständen wurden Fische verkauft. Etwas im Hintergrund der Stand des Fleischers. Ein viergeteilter Wasserbüffel hing fliegenumschwirrt an Haken in der prallen Sonne und sah gewöhnungsbedürftig aus. Der blutige Kopf mit den langen, gebogenen Hörnern hatte einen Ehrenplatz. Die abgezogene Haut lag wie ein Sack im Dreck. Der Anblick konnte einen Menschen auf der Stelle zum Vegetarier machen. An einem Lichtmast in der Mitte des Platzes waren ein paar noch lebende Kollegen des viergeteilten Büffels angebunden und warteten schicksalsergeben auf ihre Stunde. Wir kauften ein paar billige Tücher, zwei Mundus und die zollmäßig erlaubte Menge Zigaretten. Der Händler verzog keine Miene und gab uns einen kleinen Preisnachlaß, so als würde er jeden Tag dieses Geschäft seines Lebens machen. Wir nahmen eine Rikscha zurück nach Nalukkettu, wo wir begannen die Koffer zu packen.

Abschiede

Morgens war ich aufgewacht kurz bevor das Tempelgeplärre begann und hörte dieses Lebewesen schreien wie auf der Schlachtbank. Mir sträubten sich die Haare. So etwas hatte ich noch nicht gehört. Unsere Vermutungen reichten von Hund über Vogel bis zum Kleinkind. Um fünf Uhr stand ich auf, tappte vorsichtig die Treppe runter durch die dunkle Halle in die ebenfalls noch dunkle Küche, aß ein bisschen Yoghurt mit Weizenkleie, einen viertel Apfel, eine Käseecke und rauchte vier Kippen. Im Indian Express las ich, dass in Kerala im letzten Jahr an hundertdreißig Tagen gestreikt worden war.

Nachmittags machten wir mit AM noch eine Runde über den Teil des Grundstücks, den er uns noch nicht gezeigt hatte. Gerade wollten wir losgehen, als es an der hinteren Pforte klingelte. AM ging öffnen. Als er zurückkam, erzählte er grinsend, der junge Mann, der sich auf dem Rückweg vom Toddymaker so produziert habe, um fotografiert zu werden, habe mit uns sprechen wollen. Er habe ihn abgewimmelt, indem er ihm sagte, dass wir heute Nacht fliegen würden und keine Zeit mehr hätten. Bei unserem Rundgang ernteten wir grünen Pfeffer und Muskatnüsse zum Mitnehmen, außerdem füllte AM uns zwei Gläser mit schwarzem Pfeffer ab, den Ameni kaum benutzte; nur wenn sie Rasam kochte, schmiß sie ein paar Körner in den Topf.

Nachdem wir die Koffer gepackt und in die Halle geschleppt hatten, saßen wir auf der Terrasse und warteten darauf, dass die Zeit verging. Wir versuchten, die paar Augenblicke der kurzen tropischen Dämmerung zu genießen. Arishi hatte

Feierabend und schlenderte mit einer anderen jungen Frau, die als Tagelöhnerin den Schreibern half, an der Terrasse vorbei zum Hinterausgang. Sie wusste offenbar, dass wir heute Nacht abreisten. Sie machte ein trauriges Gesicht, kam dann nach einem kaum merklichen Zögern auf uns zu und reichte uns die Hand. Eine Geste, deren naive, sich über alle gesellschaftlichen Tabus hinwegsetzende, kindliche Unschuld uns tief berührte.

Ayappa

Es war bereits dunkel, als wir vom kleinen Tempel dumpfe Trommelschläge und Sprechgesänge hörten, die von der Poolseite des Grundstücks zu uns herüber schallten. AM nahm eine Taschenlampe, und wir eilten zum Badehaus, wo wir über die niedrige Seitenmauer des Pools einen Blick auf das brachliegende Reisfeld und den Weg hatten, der vom kleinen Tempel zur Hauptstraße führte. Dort sahen wir noch das Ende des Pilgerzugs. Alle trugen Öllämpchen in der Hand, und in regelmäßigen Abständen intonierten sie die Worte: *Swamiyee Sharanam Ayappan* (Beschütze uns, Gott Ayappa!). Ayappa genoß große Verehrung in Kerala. Er war aus der Vereinigung zweier männlicher Gottheiten, Shiva und Vishnu, entstanden. Letzterer hatte sich auf Drängen Shivas ein einziges Mal nur kurz in seine weibliche Form Mohini verwandelt und war prompt geschwängert worden. Das Baby Ayappa hatte er durch seinen Oberschenkel geboren...

Sie zogen vom kleinen zum großen Tempel in Cherpu, wo sie die ganze Nacht singen und trommeln würden, um im Morgengrauen in die bereitstehenden Busse verladen zu werden, die sie nach Sabarimala fahren würden, zum Tempel, in dem Ayappa verehrt wurde. Dort würden sie im Innersten des Heiligtums ihre Opfergabe in Form von Geld in eine Art Schütte schmeißen, die zu einem unterirdischen Auffangbecken führte, wo das Geld von fleißigen Priestern in Säcke gepackt und anschließend zur Bank transportiert wurde. Außerdem spendete jeder Pilger Kokosöl, was ebenfalls gesammelt und an eine Seifenfabrik verkauft wurde. Deshalb war es nicht verwunderlich, dass Sabarimala, obwohl er nur ein paar Monate im Jahr geöffnet war, zu den reichsten Tempeln Indiens zählte.

Unterwegs zum Flughafen Kochi

RR: Um drei Uhr morgens ist auf dem Highway schon reichlich Verkehr. Am Straßenrand sehen wir viele Pilger in schwarzen Mundus. Sie sind barfuß und tragen ihre Habseligkeiten entweder auf dem Rücken oder auf dem Kopf. An einem Abzweig steht am Straßenrand eine Art Hütte aus Plastikplanen, die innen hell erleuchtet ist. Als ich mich umdrehe, erkenne ich, dass es eine Metzgerei ist, in der eifrig gearbeitet wird. Schnell verdränge ich das Bild, da mir sowieso schon flau im Magen ist. Etwa fünf Kilometer vor dem Flughafen biegen wir vom Highway in eine schmale Landstraße ein, von der nach kurzer Zeit ein unbeleuchteter, allerdings asphaltierter Feldweg abgeht. KB meint, kurz vorher auch ein kleines Schild gesehen zu haben, auf dem Airport stand. Nach einem Kilometer taucht rechter Hand ein mit bunten Lichterketten dekoriertes neues Hotel auf, was wir zunächst für eine Kirche oder einen Tempel hielten. Kurz darauf biegen wir in die breite Zufahrtstraße zum Flughafen ein, deren grüner Mittelstreifen mit roten und orangenen Schirmchen geschmückt ist.

Feuerzeuge sind Mangelware

KB: Vor dem Eingang zum Flughafen stand eine furchterregend große Menschenmenge. Doch bei näherem Hinsehen stellte sich heraus, dass die Abfertigungshalle fast leer war und nur Reisende mit Tickets die Barriere passieren durften. Wer kein Ticket hatte, musste - Prinzip „Bahnsteigkarte“ - fünfundsiebzig Rupien bezahlen, um ins Innere zu gelangen. PM meinte, ohne diese Regelung würden ganze Großfamilien in der Abfertigungshalle lagern, um einen Angehörigen zu verabschieden oder zu empfangen. Obwohl unser Ticket sämtliche Flughafengebühren enthielt, mussten wir als Ausländer pro Person fünfhundert Rupien bezahlen, um einchecken zu können. Die Quittung wurde aufs Ticket geklebt, danach erst lustvoll mit den Stempeln geknallt.

Vor der Passkontrolle hatten sich zwei lange Schlangen gebildet. An einem dritten Schalter fertigte ein gelangweilter Beamter drei Leute ab, die nicht wie Einheimische aussahen. Wir fragten nach, und siehe da, hier wurden ausländische Reisende abgefertigt. Bei der Handgepäckkontrolle waren wir nicht mehr privilegiert, und man nahm uns unsere beiden letzten Feuerzeuge ab. Beim Abflug in Frankfurt hatten wir noch jeder ein Feuerzeug, am Körper getragen, ins Flugzeug mitnehmen dürfen. In Indien schien diese Regelung nicht zu gelten. Der streng blickende Mensch in Senfgelb schmiß unsere Feuerzeuge demonstrativ in einen bereitstehenden Papierkorb, aus dem er sie, wenn wir in der Luft waren, wieder herausholen würde, denn Feuerzeuge waren in Kerala Mangelware und dementsprechend begehrt.

Kurzer Ausflug in die arabische Welt

Der Airbus 320 war voll besetzt. Die meisten Passagiere waren offensichtlich keralische Gastarbeiter, die in den Golfstaaten für die Araber die Dreckarbeit machten. Wir flogen eine Stunde lang parallel zur Küste nach Norden und bogen ungefähr auf der Höhe von Goa nach Westen aufs Arabische Meer ab. Während dieser einen Stunde hatte man einen wunderbaren Blick auf die Western Ghats, deren Gipfel von der gerade aufgehenden Sonne in die unschuldigen Farben der Morgendämmerung getaucht waren, während in den Schluchten noch schwarze Schatten lagen.

RR: In Bahrain werden wir zu einem kleinen Schalter geschleust, wo wir einen Zettel mit einem Kurzvisum bekommen. Am nächsten Schalter bekommen einen weiteren Zettel, der uns zu einem Aufenthalt im HILTON-Hotel berechtigt. Im Wartebereich vor der Ausgangstür des Flughafens erfahren wir, dass wir in etwa zehn Minuten abgeholt und ins Hotel gefahren werden. Nach kurzer Zeit fährt ein kleiner, blitzsauberer Bus vor, und zusammen mit vier weiteren Passagieren werden wir ins Hotel gefahren, das nur fünf Minuten entfernt ist. Am dortigen Empfang bekommen wir Gutscheine für Lunch und Diner und unseren Zimmerschlüssel. Im Zimmer ist es so kalt, dass ich mich als erstes auf die Suche nach dem Schalter für die Aircondition mache und diese abschalte.

KB: Das Zimmer war sauber und hell. Dusche, Bad, kleiner Kühlschrank, breites bequemes Bett. Zwei komfortable Sessel, TV, Telefon. Wir machten die Balkontür auf. Backofenhitze strömte herein. Der Boden des Balkons war von grauem Zementstaub bedeckt, denn auf unserem Flur waren Handwerker zugange. Man hörte es Hämmern und Bohren. Als es dunkel wurde, machten wir alle Lampen an, die wunderbar aufeinander abgestimmt waren und ein weiches, „europäisches“ Licht spendeten, in dem man sich wie in wohltemperiertem Wasser aufgehoben fühlte. Außerdem gab es einen Aschenbecher und hauseigene Streichhölzer! An der

Rezeption schenkte man uns auf unsere Bitte hin noch zwei dieser hiltonblauen Schachteln.

Zum Lunch war ein riesiges Buffet aufgebaut. Mit allen Herrlichkeiten der internationalen und arabischen Küche. Vorspeisen zum Abwinken. Kleine eingelegte Fische, Garnelen, Salate, frisch und knackig. Spagetti Bolognese, kleine Filetsteaks, scharfe arabische Ragouts, zum Dessert Obstsalate, Torten und und und. Luxus war zweifellos recht angenehm. Zwei Tische weiter saß ein indisches Paar. Es war schwer zu sagen, ob es sich um Mann/Frau, Mutter/Sohn, Vater/Tochter handelte. Sie schienen alterslos zu sein und schaufelten sich die Teller mit Reisgerichten voll. Ihre Mägen mussten mindestens das doppelte Volumen wie unsere haben. Am ungeschickten Hantieren mit Gabel und Löffel (Messer ignorierten sie) erkannte man, dass sie eher gewohnt waren, mit den Fingern von Bananenblättern zu essen. Außerdem sah man ihnen das Bedauern an, dass sie sich nicht die Taschen mit Essen vollstopfen konnten. Am Nebentisch ein Araber im makellos weißen Burnus, Handy am Ohr. Gut geschnittenes Gesicht, jede Bewegung des Körpers von unaufdringlicher Eleganz. Er bezahlte lässig per Unterschrift. Etwas später tauchten zwei europäische Rucksacktouristen auf, denen man ansah, dass es für sie genau wie für uns und das Paar aus Indien nicht unbedingt zur Normalität gehörte, in Luxusherbergen wie dieser abzusteigen.

Wir saßen vor einer breiten Glasfront, die auf einen mit Marmorfliesen ausgelegten Innenhof ging, in dessen Mitte das blaue Wasser des Pools in der Sonne funkelte. Bequem aussehende Liegestühle mit blaugestreiften Polstern standen in exakt ausgerichteten Reihen rund um den Pool unter riesigen weißen Sonnenschirmen. Ein paar Geschäftsreisende in Badehosen, Aktenkoffer neben dem Liegestuhl, erholten sich vom Verhandlungsstress. Unsere Badeklamotten waren leider in den Koffern, die sich irgendwo zwischen Kochi und Frankfurt herumtrieben. Der Service war ein gut geschmiertes System, wo ein Rädchen fast lautlos ins andere griff. Auch die trivialste Verrichtung, die unter den Augen der Gäste ausgeführt werden musste, etwa einen Sonnenschirm am Pool aufzuspannen oder eine Schüssel mit Essen hin und her zu tragen, musste eine gewisse tänzerische Eleganz haben oder zumindest mit solch diskreter Selbstverständlichkeit ausgeführt werden, dass man sie gar nicht wahrnahm.

Satt und zufrieden mit der Unvollkommenheit der Welt, setzten wir uns im Innenhof in der Nähe des Schwimmbeckens an einen der Tische, die zur Pool Bar gehörten. Der arabische Kellner, der ein ausgezeichnetes Englisch sprach, brachte der Lady einen arabischen Mokka und mir einen American Coffee. Die Preise entsprachen etwa denen in einem normalen Café in der Frankfurter City. Ein Bahrain Dinar entsprach ungefähr zweieinhalb Euro, war an den Dollar gekoppelt und frei konvertierbar, also eine durchaus harte Währung, wie wir sie hier nicht vermutet hätten. Chinesen oder Japaner mit dicken Packen Geschäftspapieren unterm Arm gingen gemessenen Schrittes ins Innere der Pool Bar, ihre arabischen Geschäftspartner eilten mit wehenden Burnussen durch den Wandelgang auf der gegenüberliegenden Seite des Pools zu ihren Zimmern. Auf dieser Wohlstandsinsel des Mittleren Ostens tummelte sich viel ausländisches Kapital. Das war, nachdem die Ölquellen versiegt waren, die einzige Möglichkeit gewesen, den gewohnten Lebensstandard zu halten, wenn nicht gar zu steigern.

Wir saßen im Halbschatten zweier Palmen und schauten. Bezaubernde, europäisch gekleidete Spatzen hüpften um unseren Tisch. Vom ein paar hundert Meter

entfernten Meer wehte eine leichte Brise. Temperatur und Luftfeuchtigkeit waren ähnlich hoch wie in Kerala, doch durch die Insellage Bahrains erträglicher, vielleicht erschienen sie auch nur erträglicher durch das gute Essen und das luxuriöse Ambiente. Die Architektur war nüchtern und funktional. Doch hatte der Architekt behutsam in die Trickkiste arabischer Ornamentik gegriffen, die den Beton zum Schweben brachte. Der offene Innenhof wurde von dem sieben- oder achtgeschossigen Hauptgebäude und an den drei übrigen Seiten von einstöckigen, blendendweißen Anbauten im Bungalowstil begrenzt, die durch arkadenartige Laubengänge miteinander verbunden waren. Obwohl wir immer noch nicht ganz glauben konnten, dass wir hier saßen, genossen wir das Gefühl, zu merken, wie die Hochspannung, unter der wir in Kerala gestanden hatten, allmählich nachließ. Ohne schlechtes Gewissen gaben wir uns eine gesegnete Nachmittagsstunde lang den Wonnen eines arabisch-europäischen Luxuslebens hin, ohne zu fragen, wer dafür bezahlen musste.

Da wir zu aufgedreht waren, um uns entspannen geschweige denn schlafen zu können, saßen wir bald wieder an unserem Tisch am Pool, wo sich der freundliche Kellner freute uns wiederzusehen. Wir machten ein bisschen Konversation. Sein geschulter Blick hatte natürlich erkannt, dass wir den Aufenthalt im Hilton Bahrain nur der Großzügigkeit einer Fluggesellschaft verdankten, und er erkundigte sich, wohin wir weiterfliegen würden. Ich fasste mir bei dieser Gelegenheit ein Herz und bat ihn, auch auf die Gefahr hin, mich als Provinzdeppen zu outen, mir zu bestätigen, dass die Meerbrise, von einem leichten Generatorengerummel untermalt, nicht vom Meer stammte, sondern aus einer Klimaanlage, die vom Dach des Hauptgebäudes angenehm kühle Luft in den offenen Innenhof pustete. Er bestätigte und schien selbst erstaunt über soviel Luxus. Nachdem die Lady ihren Cocktail ‚Only Lady‘, ich mein perfekt temperiertes Budweiser getrunken und lässig per Unterschrift bezahlt hatte, verließen wir das Hotel und gingen zur nahen Uferpromenade. Hier kam die Meerbrise vom Meer und nicht aus der Klimaanlage und ähnelte sehr der Luft aus einem heißen Backofen. Doch wir waren seit vier Wochen Schlimmeres gewöhnt.

Die vierspurigen Straßen waren sauber wie Krankenhausflure. Große, klimatisierte Limousinen hielten an jeder roten Ampel an! Keiner hupte! Niemand starrte uns nach! Niemand fragte *Wherefrom!* Jogger und Walker gingen im bunten Adidas oder Nike Outfit ihrer schweißtreibenden Beschäftigung nach. Männer im wehenden, schneeweißen Burnus, mit stolzen, bronzefarbenen Adlergesichtern, waren in ihre Mobiltelefone verliebt. Selbstbewusste junge Frauen schlenderten, zu vieren oder fünfen untergehakt, an uns vorbei. Schwarze Kopftücher, flatternder schwarzer Umhang, unter dem Jeans und Stöckelschuhe hervorschauten, wurden mehr als modische Accessoires und, wie uns schien, weniger als lästige, der islamischen Kleiderordnung genügende Einheitstracht zur Schau gestellt.

Im Hintergrund die Skyline der City. Vor dem gewaltigen Sonnenuntergang ragten Baukräne in den rosenfarbenen Himmel, man war offensichtlich dabei, die Promenade in Richtung Zentrum auszubauen. Deshalb endete sie abrupt in einer gepflegten Grünanlage mit ‚englischem‘ Rasen. Überall herumliegende Wasserschläuche ließen darauf schließen, dass unter den hier herrschenden klimatischen Bedingungen einen solchen Rasen hinzukriegen, mit Arbeit verbunden war. Neben jeder steinernen Ruhebänk war eine Mülltonne aufgestellt. Zwei Männer hatten auf dem Rasen einen Gebetsteppich ausgerollt und verneigten sich gen Mekka. Zwischen den im Licht der untergehenden Sonne kupferfarben leuchtenden

Fassaden der Hochhäuser im Diplomatenviertel, wo auch das Hilton stand, sahen wir die weißen Minarette einer Moschee aufragen, deren riesige Kuppel vergoldet war.

Auf einem Steinmüerchen am anderen Ende der Promenade, wo wir unseren Ausflug in die arabische Welt beendeten, saß ein schwächlicher junger Mann, aufgrund seiner dunklen Hautfarbe unschwer als Gastarbeiter aus Kerala zu erkennen, und schaute sehnsüchtig übers Meer zur 3000 Meilen entfernten Malabarküste hinüber, wo er die Dreckarbeit, die er hier für die arabischen Brüder machte, als unter seiner Würde stehend und mit seiner Kastenzugehörigkeit nicht vereinbar, schlichtweg als nicht zumutbar abgelehnt hätte.

Nach dem Dinner, wo wir uns auf ein paar köstliche Vorspeisen beschränkten, da wir vom Lunch noch satt waren, legten wir uns eine Stunde hin und schliefen ein wenig. Um elf Uhr klingelte der Reisewecker, kurz danach das Telefon. Eine freundliche Stimme bat uns zur Rezeption. Dort bezahlten wir unsere Rechnung, und Punkt Mitternacht stand der Shuttle Bus vor dem Portal und fuhr uns durch ausgestorbene, üppig beleuchtete Straßen zum Flughafen.

© Klaus Bölling, Frankfurt